Novellen.

Von

Ida Frick.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Heinrich Hübner.
1860.

Inhalt.

Rosa centifolia und Rosa gallica.

—

Rhapsode

aus dem französischen Hof- und Theaterleben der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Paris brauchte einige Zeit, um von dem Bachanal der Regentschaft und den Feenträumen der Missisippier auszuschlafen. Ludwig XV., der zwanzigjährige, nun schon seit fünf Jahren mit Maria Leszcinska vermählte König, empfand damals weder das Mißverhältniß der sechs bis sieben Jahre Lebensalter, welche die Königin vor ihm voraus hatte, noch die Unbedeutenheit ihrer äußern Erscheinung sowohl als ihrer geistigen Befähigung. Maria von Polen — sagt ein französischer Geschichtschreiber — war nicht im entferntesten hübsch. Sie hatte namentlich in Teint und Haar das bleiche Semmelblond der ganzen deutschen Race, was nur bei sehr jungen Mädchen mit flatternden Locken erträglich ist.

Dem sei aber, wie ihm wolle — der König hatte nun einmal die Laune, seine Gemahlin noch einige Zeit nach der Geburt ihrer fünf Kinder so anziehend zu finden, daß die bekannte Phrase: Hätten Sie wohl die Kühnheit, diese Dame schöner zu finden als die Königin? — wie ein Donnerwort in den Ohren der Höflinge und des Adels, in den Ohren des ganzen lebemännischen Paris grollte, des schönen Paris, das seine petits maisons in der Chaussee Gaillon nicht umsonst gebaut haben, seine Orgien unter Philipp von Orleans nimmer vergessen konnte, noch wollte. Der französische Witz erschöpfte vergeblich seine Kräfte an diesem

Tugendparoxismus eines Monarchen, der seiner glorreichen Vorfahren so wenig eingedenk den Muth hatte, seinen eigenen Weg zu gehen, einen Weg, auf dem nur die Billigung eines drei und siebzigjährigen Greises, des Cardinals Fleury — Lehrer und seit der Verbannung des Herzogs von Bourbon erster Minister des jungen Königs — so wie die Segenswünsche seines aufathmenden Volkes ihn begleiteten.

Doch außerhalb dieses Volkes stand wie gesagt noch eine Macht, die geringer an Zahl, doch mächtiger an Verbündeten für seine Streitkräfte zu Rückführung der guten alten Zeit das Zuwarten sich nicht verdrießen ließ. Der Hof, die Geld- und Adelsaristokratie, die Ueberreste der in der Straße Quincampoir von der Wage des Glückes empor geschnellten Klein-Samuel Bernards — betrachtete diese Zeit der keimenden Hoffnungen Frankreichs als eine krankhafte Krise, die vorüber gehen werde und müsse, wie ja das Heute dem Gestern, das Morgen dem Heute folge. Schlafen — Ausruhen — Träumen — das war also vor der Hand das Beste, was im Jahre 1730, von welcher Zeitperiode hier die Rede — sich thun ließ. Ausruhen und träumen, nebenbei aber die friedliebende, staatshaushälterisch spießbürgerliche Politik des Ministeriums Fleury zu allen infernalischen Reichen wünschen. Ausruhen und träumen von den Regentschaftssoupers im Palais-Royal so gut wie von den Missisippiseiltänzereien der Straße Quincampoir — bei denen doch so manch' ein finanzieller Bruch sich ereignete — ausruhen und träumen von den nächtlichen Spazierfahrten mit vorreitenden Fackelpiqueurs im Gefolge

des Regenten, nach jenen glänzend erleuchteten Gärten mit dunkler Palastfronte, wo Frau von Tencin, die ehemalige Nonne aus dem Kloster Montfleury, oder die Herzogin von Phalaris die Honneurs machten — ach, ausruhen und träumen von all' diesen Herrlichkeiten, von den üppigen Festen, welche der Marquis von Cossé, der Herzog von Brissac, der Dichter Lafare so sinnreich zu ordnen verstanden, und nebenbei ach leider auch ausruhen von dem aufregenden Ballspiel des erfinderischen Schotten, von dem forcirten Luxus der Agiotage-Emporkömmlinge der Straße Quincampoir!

Ach ja die Straße Quincampoir, deren König der Schotte Johann Law von Lauriston war! — Jener weltberühmte Schauplatz, der während der Periode seines höchsten Ruhmes ganz einfach nur die Straße, wie einst Rom von der eroberten Welt die Stadt, genannt wurde — er hatte allerdings bei dem Erscheinen Law's, dieses schönen athletischen Lieblings der Pariser Frauenwelt, schon seinen merkantilen Markt. Die Anleihen nach der Uhr — zwei Procent die Stunde — welche die in der Nähe wohnenden Bankiers den Juden und Mäklern, die im Einverständniß mit den Staatscassirern hier die Zahlungsanweisungen kauften — waren die spekulativen Vorläufer eines Systems, das die Lage Frankreichs umgestaltete. Fast könnte man jene Straße, den Schauplatz des fieberhaftesten Agiotageparoxismus, den bis heute die civilisirte Gesellschaft erlebt, diesen Paroxismus von 1720 gegen die gänzliche Verödung der Straße von 1730 als das vergleichende Kaleidoskop der

guten Stadt Paris von 1720 gegen 1730 betrachten. Damals verwandelte sich jeder Winkel auch der kleinsten Wohnung in der Straße Quincampoir in einen Geschäftssalon, jedes Kellerloch in ein Comtoir, jede Dachluke in das Raubnest eines Bankiers und o wie viele bereitwillige Rücken zum theuer ermietheten Schreibpulte auf offner Straße! Der Besitz eines von den neunzig eng und schlecht gebauten Häusern der kaum fünf Schritt breiten, von keinem Sonnenstrahl durchwärmten Straße galt als unerschöpfliche, natürlich auch unverkäufliche Fundgrube des Glücks. Hatte doch das Spiel der Missisippi-Aktien mit ihren Töchtern und Enkelinnen die Miethrevenuen vergleichsweise etwa von sechshundert Livres auf hunderttausend und mehr empor getrieben. Domestiken wurden über Nacht zu Herren — zu Millionären, mit Einem Worte — zu Missisippiern, welche auf der Straße in dem Hof- und Salonkleide des Adels — in dem kostspieligen drap d'or*) einherstolzirten, in Palästen mit Springbrunnen

*) Um den Werth dieses drap d'or — das noch höher im Preise gehalten worden zu sein scheint, als der sogenannte Goldbrokat — einigermaßen zu veranschaulichen, möge zugleich als Trost aller über den Luxus unserer Tage Seufzenden ein kleines Citat der Hoffeste Ludwig XIV. hier seinen Platz finden. Den Beschluß der Festlichkeiten bei Gelegenheit der Vermählung des Herzogs von Burgund — heißt es an der betreffenden Stelle — machte ein glänzender Hofball, dessen Orchester, nebenbei erwähnt, aus vierundzwanzig Violinen, sechs Hoboen, und sechs Flöten bestand. Die zu diesem Hofball befohlene Elite der Hoffähigkeit hatte auf ihrer Zutrittskarte die Weisung gewählter Kleidung zu Ehren Ihrer Majestäten von England erhalten. Da ergab sich denn, er-

von wohlriechendem Wasser wohnten und Früchte aus beiden Welttheilen zugleich auf ihre Tafel brachten, und — da die Preise aller Lebensmittel durch dieses Treiben der Emporkömmlinge zu fast unerschwinglicher Höhe hinan getrieben wurden — vorkommenden Falls, um ihren ehemaligen Gönner oder Herrn zu brüskiren, das etwa von diesem beim Händler oder Restaurateur bestellte Rebhuhn mit lachendem Uebermuth bis zweihundert Livres im Preise steigerten.

Da kam die Ermordung Lacroix's, eines der reichsten Missisippier jener wahrhaft mirakulösen Zeit. Diese Ermordung geschah in dem „hölzernen Degen", dem berüchtigsten Wirthshause der Missisippier an der Ecke der Straße Quincampoir und Venedig, durch den Grafen von Horn, einen Verwandten des Regenten zwar, aber nichtsdestoweniger einen Unglücksritter bei dem Lanzenrennen der Agiotage. Horn war ein Mann der That, der mit fremdem Aktienportefeuille Dame Fortuna zu corrigiren gedacht. Diese zwar auf dem Rade gebüßte Mordthat hatte aber eine Erschütterung jener Zustände zur Folge, die im Grunde

---

zählt ein Theilnehmer jenes kostspieligen Hoffestes, daß die fast mit Geringschätzung Betrachteten doch immer drei- bis vierhundert Pistolen auf ihre Kleidung verwendet. Diese Kleider von Gold- und Silbertuch waren etwas Gewöhnliches, Edelsteine und Perlen fanden kaum etwas mehr Berücksichtigung. Die Meisten trugen mit Gold und Silber gestickte Sammetkleider mit einem Brokat gefüttert, wovon die Quadratelle mit fünfzig — Livres? — nein, Thalern bezahlt wurde. Die Damen waren durch das Uebermaß ihrer Juwelen geradezu unschätzbar.

doch nur einen unsichtbaren Hebel — die Furcht — hatte. Eine Ordonnanz versetzte nach Horn's Hinrichtung das Agiotagespiel zu besserer Ueberwachung aus der Straße Quincampoir auf den Vendome-Platz und später mit dem Privilegium ausschließlichen Agiotagemarktes in den Garten und das Hotel Soissons, welches Privilegium dem Fürsten von Carignan, dem damaligen Besitzer des Hotels Soissons, immer noch eine kleine Jahresrente von etwa fünfhunderttausend Livres abwarf. Allein es waltet bei den Lokalitätsrechten und Gewohnheiten im geschäftlichen Leben eine Art dämonischer Pedantismus. Der Zauber des Systems schien mit dem neuen Markte wie gebrochen und der nachwirkende Schreck über den stattgehabten Mord that dann das seinige. Sein ganzes Vermögen fast unausgesetzt mit sich im Portefeuille tragen hieß allerdings noch unternehmendere Mörder, als Graf Horn dies gewesen, zur That aufreizen. Die zu Anfang und Ende der Straße aufgestellten Wachen hatten sich, wie der Erfolg gelehrt, durchaus nicht als hinreichende Lebensversicherung bewährt — die Furcht vor Lebensgefahr bot dem Bereicherungsdurst die Spitze.

Allein die Goldquellen der Missisippier und später die Ungeduld des auf die Wiederkehr besserer Zeiten wartenden Adels, die Goldquellen der Geld- und Adelsaristokratie hatten ein neues Stück Paris geschaffen, einen Stadttheil, der in der Geschichte des galanten lebemännischen Paris eine sehr bedeutende Rolle zu spielen bestimmt war.

Es dürfte nicht uninteressant sein, eine kurze topographische Notiz von dem Zustande der später so beliebt und

berühmt gewordenen Chaussée d'Antin aus der Zeit ihres Entstehens wörtlich hier einzuschalten.

„Im Anfange war, wie die Bibel sagen würde, zwischen der Grange-Batelière und der Ville l'Evêque ein abscheulicher Sumpf, den Wiesenfleckchen bildeten, auf welchen Rohr und Schilf wuchs. Alle Arten Miasmen gediehen hier, wo die Roués der Regentschaft ihre Ausschweifungen hielten und ihre Zweikämpfe ausmachten."

„Die Häuser waren niedrig und von zweideutigem Aussehen; man hörte immer Flaschen- und Gläsergeklirr, man sang da Lieder, in denen von Moral allerdings nichts vorkam, aß und küßte und die Philosophen jener Zeit würden da viel zu denken gefunden haben, wenn Philosophen an solche Oerter sich hätten verirren können."

„Am Ende dieses Sumpfes standen die Häuser eines Dorfes, in denen es immer lustig herging und wo, um es mit einem Worte zu sagen, viel junge Tugend und viel alter Wein verbraucht wurde. Das Dorf Clichy, das in Hinsicht auf gute Sitten auch nichts Anderes war, grenzte an das erstere und sie führten beide das tollste Leben, das man im Weichbilde von Paris sehen konnte. Sie waren zwei große Wirthshäuser, in die man nur angetrunken hineinging und aus denen man völlig betrunken fortwanderte."

„Um aus der Stadt an diesen Ort der Sünde zu gelangen, die vornehmen Herren zu Pferde, die Courtisanen zu Wagen und die Bürger zu Fuß, hatte man einen krummen Weg gemacht, der von dem Thore Gaillon zu den Porcherons führte, wie das erste Dorf hieß."

„Dieser Weg, der über Felder und durch Lachen ging, führte mittels einer schlechten Brücke auch über eine schreckliche Cloake, welche der Bach von Menilmontant hieß. Die Brücke, die in sehr schlechtem Zustande war, hieß Pont-Arcans. Man hatte vergessen, Lehnen daran anzubringen."

„Schon am vierten December 1720 hatte die Stadt Paris die Erlaubniß erhalten, eine Straße anzulegen, die vom Boulevard aus von dem Ende der Rue Louis le Grand bis zur Rue Saint-Lazare gehe. Diese Straße, welcher alle Taugenichtse vom Hofe ihren Schutz gewährten, wuchs und gedieh. Schnell erhoben sich die Häuser, welche der Galanterie gewidmet waren, denn Jedermann wollte da seine stille Eremitage haben."

„Anfangs hieß diese Straße Chaussée-Gaillon, weil sie von dem Boulevard dem Thore Gaillon gegenüber ausging; dann nannte man sie Straße des Hotel-Dieu, weil sie zu einer Meierei führte, welche dem Hospitale dieses Namens gehörte; endlich wurde sie Chaussée d'Antin getauft, weil sie gerade dem Hotel d'Antin (später Hotel Richelieu) gegenüber begann."

Wie auf ein Zauberwort waren die kleinen Landhäuser und sumpfigen Gärten zwischen den Boulevards und den Barrièren verschwunden. Wie auf ein Zauberwort hatte sich der ungeheure Raum zwischen der Straße der Vorstadt Montmartre und der Arkadenstraße mit ganzen Reihen jener berühmten und berüchtigten petits maisons gefüllt, in denen sich räumlich so ganz gemächlich leben ließ, daß es keinen allzugroßen Eclat machte, als um das Jahr 1770

die berühmte Tänzerin Guimard von dem Gelde des Prinzen Soubise ein Hotel in der Straße des Hotel-Dieu sich bauen ließ, in welchem unter Anderem ein Schauspielsaal für mindestens fünfhundert Zuschauer sich befand. Hier beliebte es der schönen Priesterin Terpsichorens und nebenbei Cytherens, meist allabendlich nach dem Ballet von den berühmtesten Künstlern inmitten eines aristokratischen, doch von Encyklopädisten und Schöngeistern durchgeistigten Verehrerpublikum die Lustspiele ihres Lieblingsdichters Marivaux sich vorspielen zu lassen. Die Guimard oder auch der Prinz von Soubise, der, um seiner Favoritsultanin näher zu sein, sich einen Palast in der Arkadenstraße erbauen ließ — oder Beide vereint sind die Taufpathen der Chaussée d'Antin.

Doch wie gesagt schon im Jahre 1730, von welchem hier die Rede ist, genoß die Straße des Hotel-Dieu das unbestrittene Vorrecht, welches sie ihrer Entstehung verdankte, das Vorrecht: von reichen Lebemännern namentlich des Hofes beschützt, von Tänzerinnen, abenteuernden oder mysteriösen Frauen bewohnt und überhaupt beim Glanze der Fackeln und Kerzen mehr besucht zu werden, als bei Sonnenschein.

Ach, ein König im zwanzigsten Lebensjahre als getreuer Ehemann und zärtlicher Vater! — Welch' ein unerhörtes — sinnenverwirrendes — wie zehnfache Dosis Opium auf Adel und Hof wirkendes Schauspiel nach der entzückenden Maskerade der Regentschaft! Da galt es freilich einen Schlaftrunk für angenehme Träume sich zu mischen, einen Schlaftrunk,

der die Unbequemlichkeit des Wartens versüßte, und das fand sich in den petits maisons der Straße Hotel=Dieu.

Möge die Wirkung der Ursache, dem Besuche der verführerischen Bewohnerinnen der Straße Hotel=Dieu eine kurze Schilderung des Hoflebens vorangehen, das den Adel von 1730 vor Langeweile zur Verzweiflung brachte. Der König hatte auch seine Passionen, doch waren sie eben nicht nach dem Geschmack des galanten Paris, und „si veut le roi, si veut la loi" lautete ja das Unterthanengesetz im Guten wie im Schlimmen. Ludwig XV. war leidenschaftlicher Jagdliebhaber und nur die Spielpartien, bei denen es ihm nicht darauf ankam, seine Partner zu ruiniren, übertrafen vielleicht noch die Jagdleidenschaft des jungen Monarchen. Hand in Hand mit dieser königlichen Liebhaberei ging die Neigung der Königin für ihre nordische Schlittenfahrt, ein Vergnügen, welches namentlich der Winter von 1729 bis 30 vom November bis gegen das Frühjahr hin begünstigte. In einer Seemuschel von Gold und Opal, welche rosenbekränzte Meer= und Liebesgötter trugen, durchflog sie beim melodischen Klange silbernen Schellengeläutes die großen Alleen und Teiche von Versailles. Selten fehlte der König an ihrer Seite, selten versäumte er, der Tochter des Nordens eine von Herzen kommende Artigkeit über die Kleidsamkeit ihrer pelzverbrämten, bis an das Kinn geschlossenen Amazonenrobe von grünem oder schwarzem Sammt zu sagen. Seufzend bequemten sich die Hof= und zutrittfähigen Damen, dieser norddeutschen Geschmacklosigkeit, wie sie im stillen Boudoir gegen die mißbilligenden

Kammerzofen sich entschuldigten, einige Zugeständnisse zu machen. Den kleinen Aufsatz von schwarzem Atlas, ohne den die Königin nur selten zu sehen war, fand man als deutsche Mode nachahmungswerth genug, denn er ließ sich mit koketter Grazie französiren und stand reizenden Gesichtern unbeschreiblich schön. Wie hätte man aber den Toilettenreichthum jener glückseligen Rococcozeit: den von England überkommenen Reifrock, das persische Unterkleid von schwerstem Seidenstoff, bei großer Toilette von Goldbrokat. Darüber das duftige mit Bandschleifen an den Seiten aufgeraffte Ueberkleid mit engen Oberärmeln, aus denen der volle weiße Arm wie aus einer Wolke von Spitzen gleich dem Kelch einer Lilie sich bog — ach wie hätte man, wenn auch nach dem Beispiele der Königin hin und wieder die Schminkpflästerchen, doch die Schminke selbst, ja wie in aller Welt den gefälligen Ausschnitt des Leibchens oder die unverhältnißmäßige lange Taille oder auch nur die hohen mit Perlen und Edelsteinen oder wenigstens mit Blumen durchzogenen Puderfrisuren der nordischen Schapska-Laune opfern mögen! —

Die Damen und Herren vom Hofe opferten aber dennoch und zwar nothgedrungen dem königlichen Geschmacke huldigend ihr schönes Geld für das frostige Vergnügen theurer Schlittenfahrten und Jagdpartien, welche letztere indeß immer noch durch die darauf folgenden Soupers namentlich in Rambouillet einen gewissen Reiz behaupteten. Es verstrich selten ein Tag, wo nicht die schönen alten Wälder von Compiègne, Rambouillet und Fontainebleau, die

Gehölze von Sartori und Boulogne vom Klange der Hörner und dem Gebell der Hundemeuten belebt gewesen wären. Die. Gefahr, welche bei diesen Jagden namentlich nach la Muette, dem Mittelpunkte des Boulogner Wäldchens, gar nicht abzuleugnen war, reizte den König, verstimmte aber sein adeliches Gefolge. La Muette, dieses Lieblingsrevier des jungen Monarchen, war damals noch eine dichte mit Edelwild reich bevölkerte Waldung. Mehr als Ein vollblütiger Edelmann war bei diesen Jagden von dem Geweih des fliehenden Hirsches oder den Hauern des wilden Schweines verwundet worden, denn jedes Isoliren vom Gros der Jagd war durch die Menge und seltene Größe des gehetzten Wildes fast lebensgefährlich zu nennen. Dennoch zog die Berücksichtigung der Vorliebe des Königs für Maria Leczinska's Amazonentracht der muthigen Spekulantinnen auf des hohen Jägers Gunst so manch' Eine in das bunte Treiben der Jagd mit sich fort. Die Prinzessin von Charrolois, die Damen Condé und Clermont auf leichten Rennern, einen zierlichen Jagdspieß in der Hand, im knappen Amazonenkleid, das leicht gepuderte Haar mit Schnüren von Rubinen und Smaragden emporgehalten, auf dem Ohr das kleine dreieckige Hütchen der französischen Garden und Musketiere — so durchflogen die muthigen Nymphen Dianens — ein ganz anderes Edelwild als das in den Wäldern heimische verfolgend — die Waldungen der königlichen Forsten.

Der Jagd folgten die Soupers und das Spiel. Beim Glanze von tausend flammenden Lüstres, die ihre Strahlen

aus den hohen venetianischen Spiegeln zurückwarfen, spielte man wörtlich mit Haufen Goldes auf dem Gefahr bringenden grünen Teppich. Die Summen, welche in dem Spielsalon zu Müette zwischen den reizenden Schildereien und Meubles mit eingelegter Arbeit nach Gemälden von Watteau und Coypel, zwischen den japanischen Porzelaine-Curiositäten und böhmischen Krystallarbeiten in des Königs Kasse aus jenen der seufzenden Hofleute übergingen, überstiegen in ihrer Angabe oft das Glaubliche. Indeß — die königliche Spielpartie war edelmännische Ehrensache, und hätte der letzte Ziegel auf dem Dache des ahnenherrlichen Stammschlosses für die Aufrechterhaltung der Ehre verpfändet werden müssen.

Die Jagden nach Rambouillet in die Thébaide, wie man es nannte, die darauf folgenden Soupers in dem prachtvollen Schlosse des Grafen von Toulouse — das waren noch etwa die Lichtblicke und Hoffnungsanker der Zukunft für die trostlosen Hofleute. Die bedantisch gelehrte Herzogin von Maine reichte von ihrem schöngeistigen Musensitze Sceaux nicht bis hierher mit ihrem fatalen Einfluß auf den König. Sie war gespannt mit der Gräfin von Toulouse, von der man freilich damals noch nicht ahnete, daß sie die wörtliche Berichterstatterin der über jene Abende graziös hin roulirenden Conversation gegen den Cardinal Fleury war. Der Prinz von Conti auf seiner schön bewaldeten Adaminsel hatte seinen Einfluß verloren, da er es sich in den Kopf gesetzt, in Ludwig XV. einen Philosophen auf dem Throne zu sehen, was den jungen Mo-

narchen bereits langweilte. Der Herzog von Bourbon, beim Antritt der Regierung des Königs erster Minister, war verbannt, und Chantilly, der Mächtige — Gefürchtete — vom Hofe verwiesen. Wäre dieser Graf von Toulouse noch durch eine geistlose Favoritin einflußlos zu machen gewesen, die schönen Tage von Aranjuez wären dann vielleicht nicht die für immer versunkene Insel der Glückseligen geblieben.

Allein Louis Alexander von Bourbon, Graf von Toulouse, Bruder des Herzogs von Maine und dritter Sohn Ludwigs XIV. mit der Frau von Montespan, war ein ehrenhafter Charakter voll sanguinischer Hoffnungen für Frankreichs Glück durch seinen jungen, geistig befähigten, nur durch die gewissenlose Erziehung Villeroy's unselbstständigen König. Eine wahre Sohneszuneigung zog Ludwig XV. schon seit seiner frühesten Kindheit, namentlich aber seit seiner Thronbesteigung zu dem dreißig Jahre älteren Halbverwandten, der es gar wohl verstand, die Pflichten eines Herrschers nicht allzusehr auf Unkosten der schuldlosen Freuden der Jugend und Geselligkeit, welche das Jünglingsalter beansprucht, in den Vordergrund zu stellen. Die heiterste Gesellschaft und die feinste Küche unterstützten die liebenswürdige Wirthlichkeit des gräflichen Paares. Der Vicomte von Béchamel, ehemaliger Koch des Regenten, gab bei den Soupers von Rambouillet die Resultate seiner gastronomischen Kunststudien zum Besten. War er es doch gewesen, der das entzückte Paris zuerst mit dem Nektar gefrornen Champagners, mit der Behandlung der

Bordeauxweine durch lauwarmes Wasser bekannt gemacht. Daß aber Ludwig XV. die Tafelfreuden liebte, beweisen die Küchenzettel der königlichen Tafel zur Genüge. Wie leuchtend überhaupt Frankreich von jeher und namentlich in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts dem staunenden Europa in der Fülle seiner Tafelfreuden vorangestanden, beweist unter Anderem die Aufzählung der Gerichte des Gastmahles von vierzig Couverts, welches die Bürgerschaft von Paris bei der Geburt des Dauphin dem König gegeben. Schon in der Masse — vierzehn Entrées, zwei und dreißig verschiedene Braten, vierzig kalte Zwischengerichte, acht und vierzig warme, einhundert und dreißig Schüsseln verschiedenartigsten Desserts, Gefrornes und dergleichen — imponirend sind die Namen der mannichfach erwähnten Gerichte in der That von der Art, daß die Neuzeit auf ihre gastronomischen Erfindungen nicht eben allzu stolz zu sein braucht.

Der Graf von Toulouse, namentlich aber die Gräfin, verstanden es übrigens meisterhaft, der ungebundenen Freiheit, welche in der Unterhaltung bei den Soupers von Rambouillet herrschte, die Grenzen des Anstandes und der keuschen Sitte zu ziehen. Galanter Scherz ohne den Schmutz geistreicher Zweideutigkeit, wie der Hof Ludwig's XIV. ihn liebte, eine gutmüthige Neckerei gegen diesen oder jenen Mißgriff, dieses oder jenes Versäumniß der Regierung, allenfalls ein klein wenig schonende Medisance ohne Verleumdung — das war die pikante Würze der geselligen Abende von Rambouillet, die immer gegen Mitternacht

mit dem oft freilich von der Gräfin zum größten Verdruß der Hofleute sehr fein angeregten Aufrufe des Königs: „Meine Herren, die Königin wartet" — ihr schuldlos heiteres Leben bis auf die nächste Jagd unterbrachen. Vor Allem aber war es das staatshaushälterische Ersparungssystem Fleury's, es war die beharrlich durchgeführte Beschränkung aller und jeder Ausgabelisten, was die Herren vom Hofe zu einer Rettungsphalanx der guten alten Zeit vereinigte. Allein der Cardinal Fleury hatte bei dem König die noch fast kindliche Anhänglichkeit gegen den wirklich geliebten Lehrer einer sonst ganz verlassenen Kindheit und die Dankbarkeit gegen einen Minister voraus, den Frankreich als Arzt seiner finanziellen Wunden pries und ehrte. Wie war diesem mächtigen Uebergewicht des guten Rechtes gegen die Unsitte fauler Zustände wohl anders beizukommen, als durch die Opposition einer dem Cardinal-Minister die Spitze bietende Maitresse? Der Herzog von Chesvres, erster Kammerherr des Königs, und der Herzog von Epernon, zwei vielbeneidete Günstlinge des jungen Monarchen, beschlossen endlich, sich als Märtyrer der guten Sache aufzuwerfen und eine kleine Verschwörung gegen den am Hofe so mißliebigen Fleury in besten Gang zu bringen. Die Verdächtigungen des Cardinals gegen den König, so schlau und mit so gutem Relief man sie auch erfunden, hatten nichts bewirkt, als ein feines Lächeln oder bei wiederholtem Angriff vielleicht zu unglücklicher Stunde ein schweigendes Stirnrunzeln. Ludwig XV. war ein zu klarer Kopf und schon seit seiner Kindheit ein zu guter Mathematiker, um dieses

Rechenexempel seiner Hofleute nicht mit einem Auge zu durchschauen, wenn er auch das andere gegen zwei seiner liebsten Lancequenet- und Jagdgenossen noch zuzudrücken beschloß.

Es war also die höchste Zeit, daß die ersehnte Bundesgenossin zur Rettung der bedrängten Hofleute und zur Aufrechthaltung der Ehre französischen Hoflebens endlich erschien.

Begleiten wir die adeligen Herren wenigsten auf den ersten Schritten zum Ziele ihres unermüdlichen Strebens.

In einem jener geräuschvoll stillen Häuser der Straße Hotel-Dieu, deren Aeußeres und Inneres so oft mit in Blei gefaßten Diamanten verglichen worden ist, finden wir dessen Bewohnerin Mademoiselle Petit-Pas, eine der namhaftesten und beliebtesten Tänzerinnen des damals die ganze europäische Theaterwelt beherrschenden Opernballets. Die schöne Thisbe, mit welchem Namen die junge Tänzerin — die Tochter eines ehrlichen Pariser Schlossermeisters — nach der Rolle ihres ersten Auftretens in dem Ballet Pyramus und Thisbe von ihren Verehrern und Colleginnen meistens beehrt wurde, finden wir in einem Gemach, das so manche Gräfin oder Marquise nicht ungern mit dem ihren vertauscht haben würde. Es fehlte hier keine von den kostspieligen Luxuskuriositäten des bis auf unsere Zeit in einigermaßen kleinlicher Copie überkommenen Rococcogeschmacks. Wenn auch die gemalten Holzschnitzereien der Wände von la-Muette und Rambouillet in der Wohnung der Tänzerin durch einfach

veloutirte Tapete ersetzt waren, so fehlten doch weder die schön lackirten, reich vergoldeten Sopha- und Tischgestelle mit spiegelglatter Marmorplatte, noch die venetianischen Trumeaux zu beiden Seiten der Fenster. Alles wie bekannt, in krummen Linien gedacht.

Mademoiselle Petit-Pas vermißte in ihrem geräumigen Boudoir weder die silbernen Wand- und Armleuchter aus den Gemächern der Frau von la Brillière — deren Pallast als das erschöpfendste Meisterwerk Missisippischen Goldgrubenresultats gepriesen wurde — noch die hundertfältigen Kleinigkeiten von dem niedlichen Affen in vergoldetem Käfig, bis zu den unter dem Namen Patins bekannten ominösen Figuren von japanischem Porzellan, welche ihre Besitzer und Besitzerinnen oft sogar auf die Straße begleiteten, Kleinigkeiten, deren Gesammtmasse den Ruin so mancher herzoglichen Kasse verschuldet. Dort auf dem Kaminsims zu beiden Seiten einer jener erotischen Uhren, die durch ihre Kostbarkeit nicht minder, als durch so manchen mit ihnen verbundenen zweideutigen Scherz berüchtigt waren, in den prachtvollen Vasen von japanischem Porzellan duftet jetzt im April die hundertblätterige Königin der Blumen in reichster Fülle. Die silbernen, reich faconnirten, ja nicht selten mit Rubinen verzierten Schäferstäbe, die Attribute und zugleich Trophäen der Kunst, welche sie ausübte, die Emaille-Etuis auf den Consolen und Tischen, dort sogar ein Elfenbeinfächer mit Gemälden von Vanloo bewiesen, daß die reizende Priesterin Terpsichore's die ihrer Göttin dargebrachten Opfer keineswegs verschmähte.

Mademoiselle Thisbe ist aber nicht allein. Nur ist zu verwundern, daß der bleiche, junge Mann, welcher etwas ungenirt die halbe Breite eines mit Goldblumen durchwirkten Seidedamastsophas zu seiner Bequemlichkeit braucht, zu diesem Besuch in der geheimnißvollen Straße das ganze Air seines Standes mitgebracht. Das seidene, mit goldenen und silbernen Blumen, mit werthvollen Knöpfen und allerhand Schnörkeleien ganz bedeckte Hofkleid — um nicht zu sagen Frack — war oben an dem hohen, stehenden Kragen, an den Patten der Aermel und Schöße mit Diamanten besetzt, die Weste von Goldbrokat flimmerte handbreit darunter hervor. Die Puderfrisur mit dem kleinen Haarbeutel von schwarzem Atlas, das dreieckige Musketierhütchen, die bekannte Rococco-Chaussüre gehörten zu diesem Exterieur scheinbarer Gravität, wie Stengel und Blätterwerk zu der ihr eigenen Blume.

Es ist der Herzog von Epernon, den wir so eben in dem Boudoir seiner reizenden Protogée belauschen wollen. Das solenne Exterieur, in welchem er sich heute asnahmsweise bei ihr einführte, bewies, daß er die Kleine kannte und daß er von ihrer Eitelkeit irgend ein Zugeständniß erwirken wollte, das seine Freigebigkeit nicht kaufen konnte.

„Nein wahrhaftig, ich hab's mit meinen zwei gesunden Augen da gesehen" — betheuerte die junge Tänzerin, indem sie mit der Spitze ihres niedlichen Fußes in zwei Zoll hohem Absatzschuh von schwarzem Atlas, einen Ball

gegen die Hand auf- und niederspringen ließ — das Ballspiel war ein Modezeitvertreib jener Tage — silberne Hufeisen, so wahr Monseigneur alle meine Gedanken am Tage und meine Träume des Nachts beherrschen."

Der Herzog lächelte, doch mehr ungläubig und spöttisch als von diesem süßen Geständniß beglückt. „Nun denn — sagte er mit einem Seufzer, der wieder nicht so ganz der Gegenwart anzugehören schien — was der Herr Herzog von Richelieu für seine Freundin thun kann, dessen wird sich der Herzog von Epernon auch nicht weigern, wenn seine Freundin sich willfährig zu einem kleinen erbetenen Liebesdienst erweist."

Mademoiselle Petit-Pas leuchtete mit einem ihrer feurigsten Blicke in das matte Auge des Herzogs.

„Das ist es nicht, was ich meine — parirte der edle Beschützer der Künste die schon zungenfertigen Liebesbetheuerungen des schönen Mädchens — ich verlange in der That einen Freundschaftsbeweis."

„Oh! — machte sein Gegenüber ganz verwundert und, von der Neuheit der Sache überrascht, schon etwas mißtrauisch. — Wieso einen Freundschaftsbeweis? —"

„Vorgestern Abend — sprach Epernon weiter — war im Hofcirkel Ihrer Majestät der Königin viel von dem neuen Ballet der Sinne die Rede. Man fragte sich einstimmig: warum nicht statt Madame Pelissier und Mademoiselle Salè meine schöne Freundin hier und, wie die Marschallin von Villars in der That sehr naiv bemerkte,

Mademoiselle Camargo das Hauptentrée der beiden Sirenen, welche als Gehör Ullysses und Orpheus verführen, zu tanzen überkommen."

„Die Pelissier hat aber doch sehr gefallen — bemerkte Mademoiselle Petit-Pas etwas kleinlaut. — Allein wie kann man nur denken, daß die Prévot ihre Schülerin sobald schon lossprechen wird, wenn die kleine Camargo auch der schwierigen Partie der Sirene gewachsen wäre. Ich aber — —"

„Nun gut — unterbrach der Hofcavalier die seiner Absicht Gefahr drohende Unerschöpflichkeit einer ihr Recht vertheidigenden Bühnenkünstlerin — sprechen wir später darüber. Genug, die Hofdebatte sprang von den Füßen der Tänzerin auf deren Kopf über. Die Parteien erhitzten sich und zwar um so mehr, als nicht allein die Männer, sondern auch die ersten Damen des Hofes sich dabei betheiligten. Die Schönheit der Camargo, behaupteten wir Kenner weiblicher Reize, hält dem Sonnenlichte nicht Stich, wogegen die Marschallin von Villars, die doch Mademoiselle Camargo noch nie ohne die Theatermaske gesehen, mit einer Hartnäckigkeit sich auflehnte, die uns lächeln machte. Mademoiselle Thisbe ist ein von Aurora wach geküßter Sonnenstrahl, rief ich, von der Erinnerung an Ihre unvergleichliche Schönheit, mein zuckersüßes Kind, vielleicht ein wenig über die Grenzen der Klugheit und Mäßigung gerissen — ein von Aurora wachgeküßter Sonnenstrahl, während die Camargo beim Strahl der Sonne wie ein Wachsbild im Mondschein

aussehen mag. Aber wer von euch Herren hat denn Mademoiselle Camargo schon jemals außerhalb der Coulissen ohne Maske oder wer hätte sie gar bei Tage zu sehen Gelegenheit gehabt? rief die Marschallin, um meinem gewiß passenden Vergleich ihrer Meinung nach den Todesstoß zu geben. Niemand, mußten wir vielleicht Alle uns schweigend gestehen, aber laut schlüpften wir mit Redensarten darüber hin, die kein Ja und kein Nein waren. Da erschien Se. Majestät der König. Er befahl zu hören, wovon die Rede gewesen, und vernahm zugleich, daß die kleine Camargo ein doppeltes Interesse für uns Herren vom Hofe durch die Ehre gewinnt, mit Sr. Majestät dem Vielgeliebten an einem und demselben Tage geboren zu sein. Das hat die Kleine mit Tausenden meiner getreuen Unterthanen gemein, lachte der König, ließ aber doch nicht unmerklich den Wunsch durchblicken, selbst zu entscheiden, wer in diesem Streite der Sonnen- und Mondstrahlparteien als die blinde sich herausstellen möchte. Natürlich unbemerkt und sogar ungeahnt von der schüchternen Dianenpriesterin, denn sonst möchte sie wohl kaum unter die Schatten des Tuileriengartens, der zu dem Wettstreit der Schönheit ausersehen wurde, zu bringen sein. Ich übernahm es also, Sie meine Perle, aufzufordern, mit Ihrer Collegin zu der üblichen Promenadestunde am großen Bassin des Tuileriengartens mir Glücklichen den Triumph zu gönnen, die Schönste der Schönen, das Kleinod meines Herzens, die Krone unsers Ballets gepriesen zu hören, wie sie es verdient. Der Camargo verschweigen

Sie natürlich das Ziel und den eigentlichen Zweck der Spazierfahrt, die Sie mit ihr unternehmen werden. Ihre Klugheit, die warme Frühlingssonne und das junge duftige Grün im Tuileriengarten sind Bundesgenossen genug für unsere zum Ruhme der Schönheit ersonnene Intrigue. Ich denke Sie kommen schon übermorgen, nicht so?"

Die Petit-Pas war bei den letzten Worten des Herzogs vom Sopha aufgestanden und hatte den feinen Maroquinball so ungestüm in eine Ecke des Zimmers geschleudert, als wäre er der Kobold, der die plötzliche Umstimmung ihrer Laune verschuldet. Ein Tuch über den Käfig des unaufhörlich schwatzenden Papageien werfend kehrte sie mit so verändertem, ja ihm bis heut fremdem Blick und Gesichtsausdruck zu dem Herzog zurück, daß dieser fast erschrocken zu dem Mädchen aufsah, das mit dem Stolze einer Königin vor ihm stehen blieb.

„Da sind andere Motive, mein Herr Herzog, als die Siegeshymne zum Preis meiner Schönheit — sprach sie ernst und kalt, doch ohne Bitterkeit. — Die Camargo ist schöner und edler als wir Alle, sie ist — so sehe ich in meiner naiven Einfalt die Dinge — sie ist der Stolz, die Perle unsers Ballets, sie rettet die Ehre, daß man Tänzerin und zugleich ein so engelreines Wesen sein kann, daß keine Dame im Gefolge Ihrer Majestät unserer geliebten Königin an keuscher Tugend sie übertrifft. Weiß der Himmel wie hoch hinauf der Köder reichen soll, zu dem Ihr Herren vom Hofe das schuldlose schöne Mädchen ersehen, aber einen Köder seltener Art sucht ihr in ihr, darin wird Mon-

seigneur mich nicht blind machen. Möge aber die Hand hier, die ich in diesem Augenblicke zum Schwur aufhebe, verdorren oder im Selbstmord sich gegen mich kehren, wenn ich sie je zu dem biete, was sie von mir verlangen — wäre der Preis auch eine Herzogkrone."

Epernon lachte wild, ja fast cynisch. Dann aber besann er sich wie es schien auf den einzigen hier einzuschlagenden Weg zum Ziele. Er glättete im Nu die grausigen Falten seiner Stirn, bog die Spitzen der langen schmalen Finger an die Lippen und warf der über diesen coup de force in der That ganz verblüfften Tänzerin ein Kußhändchen über das andere zu. „Deliciös! wenn dieser Tugendkothurn eine allerliebste kleine Koketterie ist — rief der Hofcavalier mit zuckersüßem Lächeln. — Es steht Ihnen zum Entzücken dieses neue Lukretienkostüm, so abgeschmackt es auch wäre, als Alltagskleid darin auf der Straße gehen zu wollen. Nun aber Scherz bei Seite. Wann wird die Marschallin von Villars — hören Sie wohl mein Engel — die Marschallin von Villars, die am Hofe Ihrer Majestät geachtetste Matrone, ihren mondscheinbleichen Liebling im Garten der Tuilerien begrüßen?"

„Von mir dahin geführt, nimmermehr — antwortete Mademoiselle Petit-Pas unbeirrt. — Ich werde vielmehr Alles aufbieten, was aufrichtige Freundschaft vermag, um die arme Kleine dieser drohenden Gefahr zu entrücken. Wenigstens warnen will ich sie wie eine ältere Schwester."

„Dann, Mademoiselle Thisbe, packen sie nur getrost Ihre Koffer — rief der Herzog aufspringend und das

dreieckige Hütchen mit einer Hast vom Tische reißend, die seine Stimmung dokumentirte. — Wenn das vom König als leise angedeuteter Wunsch zum Befehl erhobene Zusammentreffen der Frau Marschallin mit der Camargo nicht zu Stande kommt, so tragen Sie kleine Närrin die Schuld davon und Sie werden es sein, an die man sich hält, die man entfernen wird, sobald ihre störende Einwirkung sich fühlbar macht. Also noch einmal, Mademoiselle, die Camargo kommt oder Sie gehen."

„Ich gehe, sobald ich in dieser Sache mehr thun soll, als passiv bleiben."

„Ah, Mademoiselle lenkt doch wieder ein wenig in das fahrbare Gleis — lachte Epernon boshaft. — Nun gut, so bleiben Sie meinetwegen neutral und bringen Sie sich in Ihrer steifleinenen Passivität um den Ihnen gebührenden Preis der Schönheit. Der König und die Damen des Hofes capriciren sich darauf, die Camargo einmal bei Tageslicht zu bewundern und das kann anders nicht als auf dem ausgefundenen Wege geschehen, denn sie verschließt sich ja in ihre Dachshöhle, als wären außerhalb Wölfe. Daß es aber ganz zuverlässig geschehen wird, ist so gewiß als das Einmaleins, denn ich — der Herzog von Epernon — hören Sie wohl mein Schatz — ich habe mich für die unverdiente Ehre, welche der niedlichen Camargo mit diesem Zusammentreffen angethan wird, mit meinem Worte verbürgt. Adieu, mein Kind. Ob wir uns wiedersehen, hängt von Ihnen ab."

Als die junge Tänzerin sich allein sah, brach sie in

Thränen aus und warf sich schluchzend in die Kissen. Dann schien ihr ein momentaner Entschluß der Selbstbefreiung zu kommen. Sie riß hastig an der Klingel. „Wo ist Georg?" herrschte sie dem erschrocken herbeieilenden Kammerzöfchen zu. „Er besorgt die Einladung zu dem übermorgenden Souper" — war die Antwort.

„Es findet kein Souper statt; schicke ihm nach, er soll gleich kommen, soll einpacken — hier stelle zusammen, was du als Geschenke vom Herzog von Epernon kennst — da diese Emailletuis zuerst und dann —"

„Aber dann würde Mademoiselle ja beinahe zwischen leeren Wänden sitzen — wagte das über diesen Befehl ganz entsetzte Mädchen ihre Herrin zu unterbrechen. — Das ganze schöne Meublement mit Silber- und Porzellangeschirr müssen wir ja einpacken und was gäbe das für einen Transport und was für Spottgelächter bei den Damen des Ballets."

„Ach leider! leider! hast du recht — klagte die schöne Thisbe, ihre kleinen weißen Hände ineinander gerungen vor die Stirne drückend. — Aber ich will diesem übermüthigen Epernon nichts mehr zu danken haben — rief sie dann wieder sich ermannend und wie über sich selbst erzürnt mit dem Fuße stampfend — ich werde mich einschränken."

Ein Donnerschlag hätte die Zofe nicht härter treffen können als dieses fatale Wort. Allein nur auf Umwegen war diese schon ein paar Mal eingetretene Krankheitskrise unwirksam zu machen, das kannte sie an ihrer Herrschaft,

und ein guter Ableiter dieses Fieberparoxismus war ihr eben zur Hand. „Die Manon könnten wir entbehren — nahm sie wie nach einer kleinen Pause des Ueberlegens das Wort — denn wenn Mademoiselle künftighin sich einschränken, so werden wir nur Ein Garderobemädchen brauchen und Jeanne legt ohnedies die Hände mehr an die eigenen Garnituren als an die von Mademoiselle.“

„Bei der Garderobe möchte ich mit meinen Einschränkungen nicht gerade anfangen — seufzte die Tänzerin leise. — Geh' nur und schicke dem Georg nach.“

„Den müssen wir zunächst wohl in einem Weinhause suchen — antwortete das pfiffige Mädchen lachend. — Er kann ja morgen unter diesem oder jenem Vorwande wieder absagen und überhaupt — Georg ist ein Schlingel, der das Vertrauen unserer gütigen Herrschaft oft mißbraucht.“

„Wer von Euch thät das nicht —“ lachte die Petit-Pas bitter und in äußerster Mißstimmung.

„O Mademoiselle, das schmerzt eine treue Dienerin recht tief —“ rief die Zofe in affectirt weinerlichem Tone.

„Schon gut; jetzt geh'.“

„Es ist ein Diener draußen, der mir aussieht, als würde er das wahre Interesse von Mademoiselle besser wahrnehmen, als der leichtsinnige Georg. Zu der Einschränkung, welche Mademoiselle beabsichtigen, paßt er auch vollkommen, denn er will ohne Gehalt lediglich um

der Ehre willen dienen, in Mademoiselles glänzendem Hausstand sich bewährt zu haben. Das würde, meint der sehr hübsche junge Mann, seiner Zukunft förderlicher sein, als der Gehalt des ersten Kammerdieners der Frau Herzogin von Berry."

„Rede nicht so einfältig, aber lass' den Menschen ein und — bestelle nur die Spitzenhändlerin auf morgen Mittag."

Das diplomatische Zöfchen schlug sich ein fröhliches Schnippchen, hüpfte hinaus und ließ einen jungen Mann in das Boudoir ihrer Gebieterin, bei dessen Eintreten Thisbe ganz unwillkürlich aus der nachlässigen Stellung aufsprang, welche sie bis dahin eingenommen.

„Sie sind — Sie heißen?" stotterte die sonst niemals verlegene Tänzerin, von dieser seltenen männlichen Schönheit befangen.

„Mein Name ist Pièrre Sanclot — beantwortete der junge Mann, dessen Anstand gegen die edelmännische Feinheit des Herzogs von Epernon getrost in die Schranken hätte treten können, die eigentlich wortlose Frage der Petit-Pas. — Ich suche das Glück meiner Zukunft darin, Mademoiselle meine Dienste anbieten und widmen zu dürfen, bitte aber zugleich in meinem eigenen Interesse mich ohne Gehalt dienen zu lassen."

„In Ihrem eigenen Interesse? — Das ist schwer zu verstehen."

„Ich bin ein Neuling in dem Berufe, den ich von traurigen Verhältnissen bewogen mir gewählt. Unerfahren,

vielleicht auch ungeschickt, wie ich mich fühle, würde alles Selbstvertrauen mir schwinden, sollte ich durch irgend welchen, auch den kleinsten Gehalt des tröstlichen Gedankens mich beraubt sehen, als Lehrling einigen Anspruch auf Mademoiselles Nachsicht zu haben."

„Was ich Ihnen aber noch zu bedenken gebe — nahm die Tänzerin nach kurzem Schweigen wieder das Wort — ist, daß ich mich von heute an in meiner Lebensweise einzuschränken beschlossen. Es wird wenig Soupers, überhaupt wenig glänzende, Ihrer Zukunft förderliche Gesellschaft mehr in meinem Hause geben."

„Wirklich?" rief Pièrre mit einer wahren Freudensalve auf die Petit-Pas zueilend.

Sie trat ganz bestürzt einen Schritt vor dem Diener-Neuling zurück und durchbohrte ihn mit ernstem, prüfendem Blick.

„Dann — fügte er mit schüchterner Befangenheit hinzu — laufe ich doch nicht Gefahr, mit meiner Ungeschicklichkeit vor so manchen hohen Gästen mich zu blamiren, denen ich wohl später, wenn Mademoiselle meine Dienste nicht mehr wünschen, in dem oder jenem großen Hause wieder begegnen könnte."

„Nun gut – sagte die Tänzerin jetzt mit jenem heitern Lächeln, das ihr in ihrem Kunstleben so förderlich, weil es ihr ganz eigenthümlich war — ich werde den Unterricht, Sie mögen das Lernen versuchen. Ihr erster Dienst in meinem Hause soll sein, daß Sie Ihren Vorgänger, einen unzuverlässigen treulosen Burschen, aus seiner

Stellung entlassen, ohne daß er mich weiter belästigt. Da ist meine Börse."

„Auf Berechnung" — sagte der neue Domestik, mit ungezwungenem Anstand sich verbeugend. Dann entfernte er sich, noch einmal in der Thür nach der schönen Gebieterin zurückblickend.

Tage vergingen, ohne daß von Mademoiselle Petit-Pas die Ungewißheit und Unruhe über die Pläne des Herzogs mit ihrer jungen Freundin gewichen wären. Sie war doch im Grunde zu muthlos, zu sehr von dem Comfort ihrer gesicherten Stellung beim Ballet der großen Oper hingenommen, um für diese Stellung nicht zu zittern. Ein leichtes Unwohlsein, die Folge der gehabten Gemüthserschütterung, kam ihr sehr zu statten, um die thatlose Unentschlossenheit, zu der sie durch ihre Muthlosigkeit verdammt war, vor sich selbst, wenn auch nur sophistisch, motiviren zu können. Sie sah die junge Camargo demzufolge gar nicht und überließ ihren Schutz dem guten Genius des schönen schuldlosen Mädchens.

Doch am vierten oder fünften Tage nach dem seit jenem Abende nicht wiederholten Besuche des Herzogs erschien zu ihrem größten Erstaunen die reizende Camargo in Begleitung von Madame Pelissier in ihrer Wohnung.

Die Trümmer des aufgelösten Theaters in Rouen hatten das Pariser Opernballet mit drei Tänzerinnen bereichert, die als Sterne erster Größe am Firmament ihrer so oft in Frage und Angriff gestellten Kunst brillirten.

Madame Pelissier, die Gattin des am Balletluxus jener Tage gescheiterten Entrepreneurs vom Theater zu Rouen, kehrte zu der Pariser Oper zurück, als deren Zierde sie schon vor ihrer Verheirathung gegolten. Auch Mademoiselle Petit-Pas und Marie Anna Cöpis de Camargo, die Tochter eines Brüsseler Schauspielers, begleiteten sie nach Paris und die Aehnlichkeit ihrer Schicksale verband die drei Tänzerinnen inniger, als dies in Rouen, ihrem früheren Aufenthalt, der Fall gewesen. Die Jüngste von ihnen, zugleich aber auch die Schönste und Bescheidenste, Marianna, wie sie mit Zusammenziehung ihrer beiden Vornamen gewöhnlich genannt wurde, erregte im Publikum schon bei ihrem ersten Auftreten einen so ausschweifenden Beifallsenthusiasmus, daß Mademoiselle Prévot, ihre Lehrerin bei dem Pariser Opernballet, sich schweigend gelobte, dieses gefährliche Talent in seiner Wirksamkeit zu beschränken, ja wo möglich zu der Unbedeutenheit des Chortanzes hinab zu drängen. Die Prévot hatte einen sehr einflußreichen Beschützer, ihr entgegen zu wirken wäre ein Wagniß gewesen, das nur ein Narr oder ein Heldenmüthiger unternommen und Keiner von Beiden wollte in den Jahren 1727 bis 1730 bei der Pariser Oper sich finden. Der Journalist Linguet von Gergy, der zwei und zwanzig Jahre seines Lebens in der Bastille verbracht, weil er in einem tadelnden Artikel über eine Tänzerin den Marschall Herzog von Düras, dessen Bijou die holde Sylphide war, beleidigt, diese allbekannte Thatsache hatte Vorsicht gegen gewisse hohe Protektionen beim

Theater gelehrt. Die von dieser Ungerechtigkeit und Tyrannei der Prévot wirklich indignirten Freundinnen der jungen Camargo, Madame Pelissier und Mademoiselle Petit-Pas, riethen ihr zu einem Lehrer, da jede Lehrerin das Coulissenspiel der Prévot wahrscheinlich fortsetzen möchte. Die jungfräuliche Befangenheit Marianna's nahm daran Anstoß. Der berühmte Blondy, Neffe und Schüler des als Balletcomponist Ludwigs XIV. namhaft gebliebenen Beauchamp, einer der größten Tänzer, welche je die Pariser Oper geziert, hatte sich der Camargo zum Lehrer angeboten, sie hatte erröthend abgelehnt. So war es denn gekommen, daß sie nur selten, meistens nur in Intermezzos oder doch in Entrées, dem Publikum vorgeführt wurde, die ihr originelles Talent, ihre sylphidenhafte Anmuth zu keiner anerkennenden Geltung bringen konnten. Den Tänzern und Tänzerinnen jener Zeit wurde die Ausübung ihrer Kunst durch die Maske — welche erst zwanzig bis dreißig Jahre später durch Novère mit Puder und Reifrock zugleich aus dem Ballet entfernt wurde — ganz außerordentlich erschwert. Der Vortheil des Mienenspiels ging ihnen dadurch gänzlich verloren und sogar die Schönheit, welche nur von Coulissen und Foyer aus ihren Ruhm verbreiten konnte, nützte den augenblicklichen Produktionen nur wenig. Arme und Füße hatten — abgesehen von einer für das Ballet unerläßlichen Biegsamkeit des Körpers — doch im Grunde die alleinige Arbeit. Dadurch wird aber die Beantwortung der Frage: wodurch das Ballet in der Gunst des Publikum eine so

gefährliche Rivalin für das recitirende Drama war, eine immer schwierigere. Voltaire nennt Adrianne Lecouvreur die noch einzig denkbare Erretterin des Theater Français von der Gefahr der Verödung. Eine Oper ohne Ballet hätte vor leeren Bänken spielen müssen, denn sie war zu damaliger Zeit, wo der Gesang erst bei dem Ballet um ein wenig Raum bitten mußte, gar nicht denkbar. Jene Opernballete oder Balletopern wie etwa: die Elemente, Jahreszeiten, Ballet der Sinne, Thaliens Fest, das galante Europa u. a. waren ein Gemisch von Gesang und Tanz. Der dazu gehörige Prolog und jedes Entrée bildete so eigentlich ein für sich bestehendes Ganze mit einem oder zwei Divertissements. Diese Opernballete waren eine Erfindung Quinaults, der die ausschließlichen Ballete unter Ludwig XIV. damit verdrängte. Sie wurden seinen zahllosen Nachahmern zum dankeswerthen Ei des Kolumbus. 1680 erschienen zum erstenmale in der Oper: der Triumph der Liebe, statt der bis dahin als Frauen verkleideten Männer vier wirkliche Tänzerinnen auf der Bühne. 1780 wurde Maske, Puder und Reifrock gänzlich aus dem Ballet verbannt. 1880 tröstet eine alte Prophezeiung, soll das Pas grotesque und die Gliederverrenker, die Unnatur aus dem Kunsttanze verschwinden.

„Denke nur, welches Glück unserer Marianna widerfahren! — rief die muntere, in ihrer überaus schönen Gliederform so viel bewunderte Pelissier der überraschten Collegin entgegen. — Die Frau Marschallin von Villars will

sie unter ihren Schutz nehmen, sie will das öffentlich zu erkennen geben und Marianna hat sogar Aussicht — denke nur — in dem neuen Ballet statt der hochfleischfarbenen Touchet das Entrée der Liebe mit der Iris zu tanzen. Weiß du, das Entrée des Gesichts. Unsere Kleine da wird sich besser machen als die hochcolorirte Touchet."

„Oho!" — rief die in ihrer Künstlerehre vielleicht doch ein wenig beeinträchtigte Thisbe — „das wäre denn doch ein Sturmschritt, der uns Alle überflügeln könnte. Wie ist denn das so schnell gekommen?"

„Ach, es ist ja noch gar nichts gekommen!" — sagte die Camargo mit so viel herzgewinnender Bescheidenheit, daß die Petit-Pas der flüchtigen Neideswallung, die sie durchblicken lassen, sich schämte. — „Die Frau Marschallin von Villars will mich der Ehre würdigen, im Garten der Tuilerien ihr vorgestellt zu werden. Sie hat die huldreiche Absicht bei der Frau Herzogin von Berry ein bittendes Wort zu sprechen, daß mir Gelegenheit geboten werde, in meinem Künstlerstreben ein paar Schritte weiter zu thun. Der Riesenschritt, von dem du vorhin sprachst, ist ein Einfall unserer guten Pelissier und liegt weit außer dem Bereich meiner bescheidenen Hoffnungen. Ueberhaupt, liebste Thisbe, komme ich deinen Rath einzuholen, ob ich zu viel wage, wenn ich die Frau Marschallin bitten lasse, mir lieber in ihrem Vorzimmer eine kurze Audienz zu bewilligen, als daß sie ihre zwar kostbare Gönnerschaft mit dem mir sehr theuer scheinenden Preis einer Art öffentlicher Schaustellung mich erkaufen läßt.

„O über die kleine Närrin!“ — lachte Madame Pelissier hell auf. — „Als ob nicht unser ganzes Lernen und Streben darauf gerichtet wäre, so viel nur immer möglich zu öffentlicher Schaustellung gelassen zu werden.“

„Ich fühle mich dann Priesterin meiner Kunst, so gut wie der Priester, der am Altar dem versammelten Volke die Mysterien unserer heiligen Religion versinnlicht. Wie anders ist dagegen das, was man hier von mir verlangt.“

„Begleite uns, Thisbe, die Kleine wird mehr Muth haben, sobald wir zu drei sind“ — nahm die Pelissier den Faden der Unterredung, der den eigentlichen Zweck ihres Hierseins zuspinnen sollte, wieder auf.

„Aber ich weiß ja noch gar nicht“ — entgegnete Mademoiselle Petit-Pas etwas kleinlaut — „woher Mariannen die wunderbare Einladung gekommen?“ —

„Der Herr Herzog von Chesvres überbrachte mir den huldreichen Befehl der Frau Marschallin. Es ist ja bekannt, daß diese kleine Philosophin da jedem männlichen Schritt ihre Thür verschließt. Von einer Ablehnung kann ja hier gar nicht die Rede sein, selbst dann nicht, wenn Marianna nicht Protektion so nöthig brauchte, wie der Fisch seine Flut. Dazu die Protektion einer Dame des Hofes und welcher Dame des Hofes! — Es ist zum Lachen, wenn bei solchem Glück ein Kindskopf wie die Kleine da, noch von Ueberlegen redet. Doch überlegt nur mit einander, nicht das Ob, sondern das Wie. Ich meine natürlich die Toilettenfrage, ob grande parure oder

kokette Einfachheit. Ich muß einen Augenblick bei der Salé vorfahren, sie hat ein wenig Ursache mit mir zu schmollen. Mache ich sie nicht wieder gut, so ist sie im Stande, mir morgen Abend die besten Situationen meines Entrée zu verderben. In einer halben Stunde hole ich dich wieder ab, kleine Camargo, und bringe dich ungefährdet nach Haus zu deiner petite maman. Also auf Wiedersehen Kinder."

Die beiden Mädchen blieben in jener bangerregenden Stimmung mit einander allein, wo irgend ein Motiv des Schweigens den Wunsch der Mittheilung bekämpft. Thisbe liebte, wie aus ihrer Unterredung mit dem Herzog von Epernon sich kund gab, in ihrer jüngern Collegin die Erinnerung an das Paradies ihrer schuldlosen Jugend. Sie liebte in ihr den Stolz ihres Standes, die Größe einer Resignation, zu welcher ihr selbst der Muth fehlte. Weil die Petit-Pas auch als Verirrte noch ein gutes, das Edle und Schöne zwar schmerzlich, doch deshalb um so tiefer empfindendes Weib geblieben war, deshalb zitterte sie für das reine Wesen, das ihr ohne Uebertreibung theurer als die eigene Seele war. Wie sollte sie es nur anfangen, um ihre junge Freundin ohne eigene Gefahr vor der Gefahr des Schrittes zu warnen, zu dem die noch leichtsinnigere Pelissier wahrscheinlich auf demselben Wege, wie sie es an sich selbst erlebt, dazu genöthigt, das unerfahrene Mädchen überredet. Wie eine drohende Wetterwolke stand der vielvermögende Herzog von Epernon und der noch mehr vermögende Herzog von Chesvres vor ihrer

erhitzten Einbildung — die arme Camargo mußte den Gang thun, der jedenfalls zu ihrem Verderben ersonnen, wahrscheinlich auch es erzielen mußte. Vielleicht aber — war sie doch die Heldin, die in diesem Strudel der Charybdis nicht untertauchte, wenn sie zu ihrer Warnung das Schwerste unternahm, was menschliche Willenskraft und weiblicher Stolz Aug' in Auge mit einem fleckenlosen Wesen nur unternehmen können: die Selbstanklage.

„Du siehst noch recht blaß und angegriffen aus, liebste Jeanne" — sagte die Camargo, die ihre Collegin nur selten bei ihrem überkommenen Theaternamen nannte — „tritt ja nicht vor das Publikum, ehe du dich wieder ganz kräftig fühlst. Auch scheinst du mir recht verstimmt. Bist du mir bös, daß ich dich nicht früher besucht?" —

„Laß uns jetzt von dir sprechen, nicht von mir", — fiel Mademoiselle Petit-Pas dem jungen Mädchen in die Rede. — „Mir ahnt, daß deine Zukunft von dem Tage an, als du den Garten der Tuilerien betrittst, eine Wendung — gebe Gott zu deinem Glücke bekommt."

„Du sagst das so feierlich, daß mir das Herz ganz schwer davon wird. Sag' es offen, Jeanne, räthst du mir ab von dem Gange, so unterbleibt er."

Thisbe schwieg auf diese directe Frage eine lange Weile. Sie kämpfte immer noch den guten redlichen Kampf vollständiger Offenherzigkeit gegen die winkelzügerische Halbheit einer versteckten Warnung.

Da trat Pierre ein. Er übergab einen Brief und entfernte sich dann wieder.

Als die Tänzerin den Inhalt des Blattes durchflogen, war der Kampf beendigt, sie ging nicht als Siegerin aus ihm hervor.

„Gesteh' mir einmal ganz aufrichtig, Marianne" — begann Thisbe, gerade auf ihr Ziel losgehend, die für beide Mädchen, obgleich in ganz verschiedener Weise, so inhaltschwere Unterredung — „hast du noch niemals geliebt?" —

Das junge Mädchen, dem diese so ganz unerwartete Frage geschah, erröthete heftig, senkte die Augen zu Boden und blieb die Antwort schuldig.

„Dacht' ich mir's doch!" — rief die Petit-Pas halb ärgerlich, halb erfreut über eine Wahrnehmung, welche die Lage der Dinge auf die eine oder andere Weise veränderte. — „Du wärst die Künstlerin nicht, die du bist, wäre dieser wonnevolle Schmerz und diese schmerzensreiche Wonne noch nicht durch deine Seele gezogen. Kleine Heilige! — Du fühlst also doch auch menschlich?" —

„Ich dulde, was jedes Weib zu dulden hat: die Qual der Erinnerung, die Qual des Alleinstehens."

„Dich hat ein Mann verlassen können, den du geliebt — dich Mädchen? — O wer dürfte dann noch klagen, daß es zum vollendeten Unglück des Weibes Männer giebt! — Sie sind unser Schicksal, und unser Schicksal ist ja doch einmal Verderben."

Bei diesem Worte hob die Camargo ihren schönen klassischen Kopf. Ihr Auge flammte, ihre Stirn glühte, während die Wange Marmorblässe bedeckte.

Erstaunt, fast geängstigt betrachtete Thisbe ihre Freundin, die sie so noch niemals gesehen. „Was ist dir, Marianne?“ — fragte sie theilnehmend, den Arm um ihren Nacken schlingend. — „Du bist ganz außer dir. Wo wäre auch die Künstlerin, die nicht vom Unglück ihre Weihe erhalten, und ächte Weihe schützt immer vor Verzweiflung.“

„Vor Verzweiflung, ja“ — sprach die junge Tänzerin dumpf und leise vor sich hin — „vor Verzweiflung wohl, aber nicht vor Demüthigung. Höre, Jeanne, es drückt mich das bis heute allein getragene Geheimniß; ich will mein ganzes Herz dir erschließen. Dann wirst du ja urtheilen können, ob ich gefeiet bin gegen jede fernere Regung meines Herzens, und ob ich gefeiet bin gegen die schwärzeste Barbarei der Männer: die Verführung.

„Ich will ohne Beschönigung meiner Schwäche, ohne Bevorwortung, wie dies und das unter diesen oder jenen Verhältnissen so gekommen oder kommen mußte, nur von dem Ereigniß will ich sprechen, das jetzt noch in der Erinnerung meine Seele umnachtet. Du und die Pelissier, ihr waret mir schon voraus nach Paris abgereist, ich blieb auf den Wunsch meines Vaters noch einige Wochen, um meine kleine Schwester zu dem Engagement für ein Kinderballet, das er mit ihr in Aussicht hatte, fertig zu machen. Da besuchte uns denn sehr oft, doch meistens in Abwesenheit meines Vaters ein junger Marquis, dessen Name nie wieder meine Lippen besudeln soll. Schon im Foyer des Theaters, auf seinem Coulissenplatz und wo

es sich sonst thun ließ, hatte er sich mir dann und wann mit so bescheidener Zurückhaltung genähert, daß ihr Alle so gut als nichts davon bemerkt. Die ehrerbietige Huldigung des schönen, fein gesitteten Mannes erfreute mich, ich fühlte mich heiterer, geistvoller in seiner Nähe, als in Gesellschaft jedes andern Mannes und fragte mich endlich, von meinem Vater selbst darauf hingeleitet, ob das wohl Liebe sei, was ich für den Marquis empfinde. Ich wurde darüber nicht mit mir einig; kein Ja, kein Nein konnte mein Schwanken zum Abschluß bringen, ob ich als Gattin dieses Mannes das ideale Streben meiner Kunst vergessen könne."

„Dahin hatte er sich dir erklärt" — rief Mademoiselle Petit-Pas ganz verwundert — „das ist ja so ungewöhnlich, daß — —"

„Daß es fast unglaublich ist, ja ja, meine gute Jeanne, das war es auch für den Herrn Marquis. Es war in der letzten Woche meines Aufenthalts in Rouen, als ich eines Abends lesend in meinem Zimmer saß. Mein Vater hatte Angelique in eine Gesellschaft begleitet, wo man die Kunstfertigkeit des Kindes prüfen wollte. Ganz unerwartet — denn wir wußten ihn zu einer großen Jagd auf das Schloß des Grafen Chantilly geladen — erschien der Marquis und heute entschied mein erster Blick auf ihn das Nein, welches mein Herz jetzt nur allzu deutlich sprach. Er war nicht in weinseliger Laune, er hatte vielleicht nur eben genug getrunken, um er selbst zu sein, um die bisher so beharrlich festgehaltene Maske der Verstellung nicht mehr fest halten zu können. Seine bescheidene Courtoisie verwandelte sich in

verliebte Zudringlichkeit, sein chevalereskes Air in brutale Selbstüberschätzung. Er hatte die Dreistigkeit von Liebesglück zu sprechen, ohne daß ich verstand, was er damit meinen könne. Ich will dir und mir die Ausmalung dieser Scene ersparen und eile zum Schluß. Wie elend, o wie elend wäre ich als die Gattin dieses Mannes geworden, rief ich in Thränen ausbrechend und eilte nach der Thür, durch welche ich dem sinnlosen Menschen entfliehen wollte. Er hielt mich fest, ehe mein Wille zur That geworden, und sah mir höhnisch lachend mit einer Frechheit in die Augen, die mich für alle Zeiten in dem Entsetzen, das ich damals empfunden, gegen den Liebesblick des Mannes gefeit. Gattin! — kreischte er hell auf — das ist zum Todtlachen. Gattin! — ein Mädchen, dem die christliche Kirche Abendmahl und ehrliches Begräbniß versagt. Marquise! Jede von Euch, die nicht in dieser schönen Welt den Himmel des Erdengenusses sich herab zu zaubern sucht, ist eine Närrin, denn der Himmel dort jenseits ist doch nun einmal nicht für Euch, die ihr ausgeschlossen seid von der Fürbitte der Heiligen."

„Armes, armes Kind, ich begreife was du gelitten, und begreife nun die Eisrinde um dein Herz — sprach Jeanne tief bewegt, als die Erzählerin schwieg. — Wir Andern nehmen das leichter, aber du — du armes Veilchen bist so leicht von rohem Fuß zertreten."

„Nun sieh' Jeanne — nahm die junge Tänzerin nach kurzer Pause mit fieberhafter Hast wieder das Wort — diese Eine Stunde verarmte mein ganzes Leben und gab den

verlorenen Himmel in meiner Kunst mir zurück. Ich muß als Priesterin ihr dienen, sonst tödtet mich die Selbstverachtung. Meine Kunst ist mir Alles, was sonst getheilt das Menschenherz erhebt und beglückt, sie ist mir Himmel und Erde, Religion und Liebe. Ich fliehe seit jenem teuflischen Blicke im Auge des Marquis des Mannes Auge wie einen Giftpfeil, des Mannes Liebesworte klingen mir wie schneidender Hohn, ich verlebe diese grauenvolle Erinnerung nie."

„Du sahst den Marquis niemals seit jener traurigen Stunde wieder?" —

„Doch. Ich bin noch nicht zu Ende mit meinen Geständnissen, bei denen die Schuld jetzt erst beginnt. Es war an einem der kältesten Tage im vorigen Winter. Die auf allen Kreuzwegen, an allen Straßenecken auf Befehl des Königs angezündeten Feuer versammelten, wie du weißt, Schaaren von armen Pariser Kindern, die über der wohlthätigen Wärme der gut genährten Flamme den Hunger vergaßen, der in der Kälte sonst eben die Gier des Wolfes hat, und da — spricht das rauhe Gesetz noch vom Diebstahl eines Brodes."

„Das Brod, mein gutes Kind, ist Eigenthum des Bäckers oder des Käufers, so gut wie die Krone des Königs ist."

„Des Königs? — O Herr mein Gott, wie weißt du denn?" —

„Was denn, liebe Marianne?" —

„Ja so. Wir fuhren eines Mittags aus der Opern-

probe nach Haus; ich war meiner entlegenen Wohnung wegen die letzte, die abgesetzt wurde. Als der Wagen an der Ecke der Straße St. Denis hielt, wo ich aussteigen wollte, um meine Andacht in der Kirche St. Leu St. Giles zu verrichten, dann auch Band zu meinem neuen Schäferkleid zu kaufen, brach dicht vor meinen Füßen eine Frau mit einem abgemagerten Kinde im Arm zusammen. Eine schöne edle Jünglingsgestalt sprang herbei und trug die Arme ohne weitere Hülfe die wenigen Schritte zu dem großen Feuer, welchem sie zugestrebt, ohne es erreichen zu können. Er riß den Mantel von seinen Schultern, hüllte die Unglückliche hinein, drückte eine gefüllte Börse in ihre Hand und war wieder verschwunden, ehe die Umstehenden das edle Antlitz des Helfers in so großer Noth erkannt. Ich aber — o Jeanne, ist es denn wahr, daß die Liebe in unser Herz mit der siegenden Gewalt eines einzigen zündenden Augenblicks einzieht?" —

„Vielleicht, liebste Marianna. — Ich halte das bis diese Stunde noch für eine Fabel. Aber komm' zu Ende, ehe die Pelissier uns überrascht. Wer war also dein Unbekannter."

Die Camargo schwieg lange. Sie stand auf, ging die Hände vor die Augen gedrückt nach dem Fenster und Thräne um Thräne netzte die zitternden Finger.

Thisbe folgte der Freundin. Sie zog sie leise in ihre Umarmung und drückte einen Kuß innigster Theilnahme auf die reine Stirn der Jungfrau.

„Es war — sprach das junge Mädchen nach wieder=

holter Aufforderung in dumpfer Resignation — der edle Gemahl **meiner Königin**."

„Großer Gott, der König!" rief Jeanne, in diesem Augenblick an gar nichts Anderes als an die besprochene Zusammenkunft im Tuileriengarten denkend. — „Ob er dich wohl erkannt hat?" —

Marianna verneinte schweigend. „Als ich — fuhr sie tonlos in ihrem peinlichen Geständniß fort — kurze Zeit nach jenem unheilvollen Tage in Begleitung meiner Tante Melicour aus der Frühmesse nach Hause ging, blieb ich von der Schwäche meines armen Herzens überwältigt vor einem Bilderladen stehen und weidete mein rothgeweintes Auge an der Aehnlichkeit des Kupferstiches mit dem mir unvergeßlichen Original. Da weht ein heißer Athem mich an. Ich wende den Kopf — der Marquis mit jenem mir unvergeßlichen Blicke frechen Hohnes sah mir über die Schulter in das Gesicht. Ich wäre ohne den Arm der Tante zu Boden gesunken."

„Um die Stunde der Frühmesse und ein Herr vom Hofe — wendete Mademoiselle Petit-Pas ganz ungläubig ein — da täuschte dich wohl nur eine Aehnlichkeit und dein selbstquälerisches Gemüth."

„Er war es und kein Anderer — versicherte die junge Tänzerin. — Das ist ja eben die wunderbare Fügung des Himmels, der mich vor mir selbst durch sein Strafgericht retten wollte, daß in dieser Frühstunde die Geißel meiner Vergangenheit vor dem Bilde des Königs in dem Augenblicke meiner schwersten Gedankensünde über mir geschwun-

gen wurde. Ich kann dir nicht mit Worten ausdrücken wie jener schwere Augenblick mein inneres Leben getroffen und könnte ich es, ich würde es nicht mögen. Allein abgethan war von dieser Stunde an Alles, was in des Weibes Brust den Himmel oder die Hölle der Liebe entzündet — ich lebe und sterbe nur noch für meine Kunst.“

Thisbe fühlte sich so erschüttert, daß sie lange nicht sprechen, am wenigsten aber das kund geben konnte, was in ihr vorging. „Gott segne dich, Gott segne dich tausendfach — schluchzte sie endlich unter heißen Thränen — o du Perle unter einem Haufen schillernder Muscheln! — Folge der Einladung, geh' in den Tuileriengarten, schmücke dich wie unsere Königin, oder nein, gehe eben so, wie du hier bist, du warst ja nie schöner. Die edle Marschallin wird die Krone aller Tänzerinnen in dir bewundern, du wirst — du mußt uns Alle bald verdunkeln — wenn es noch eine Gerechtigkeit in diesem heillosen Bühnenleben giebt.“

„Aber, Jeanne, was hast du nur in aller Welt? — rief die Camargo ganz erschrocken die Hände der Freundin ergreifend. — „Ich will ja nichts als ein bescheidenes Plätzchen neben Euch, das keine hartherzige Prévot mir streitig machen kann. Wie sollte ich daran denken, dich, meine Jeanne, die Pelissier, Euch Alle kränken zu wollen. Ach, begleite mich doch nach den Tuilerien.“

„Ja, Marianne, ich werde Euch begleiten und werde mit Argusblicken das neidische Auge überwachen, das deinen Triumph dir mißgönnen könnte. Die Pelissier fährt eben wieder vor, sie soll mich nicht in dieser Aufregung sehen.

Ich verlasse dich einen Augenblick. Noch einmal, Marianna: Gottes reichsten Segen über dein schuldloses Haupt!"

Der Garten der Tuilerien am rechten Ufer der Seine hingebreitet, war im Jahre 1730 wenig und doch wesentlich, wie man es ansehen will, von dem Garten der Tuilerien im Jahre 1830 verschieden. Seine Umgrenzung nach allen vier Seiten hin waren wenigstens eine wesentlich andere. Statt der von Napoleon angelegten, neben der ganzen Länge des Gartens hinlaufenden Straße Rivoli mischten damals drei Mönchsklöster ihre Schatten mit den Schatten der dichtbelaubten Kastanienbäume, welche die beiden Terrassen nach dem Seineufer und der jetzigen Straße Rivoli hin umstanden. Nächst dem Himmelfahrtskloster, dem Kloster der Feuillantiner war es auch noch das größte und bedeutendste aller Klöster Frankreichs, das Kapuzinerkloster, aus deren Ruinen die Rivolistraße entstanden. Das Leben der hundert und zwanzig Kapuzinermönche, von denen täglich vier Brüder das sogenannte Klosteralmosen einsammelnd in Paris umherzogen, war wenigstens in der Auslegung des mönchischen Armuthgelübdes kein allzu peinliches. Nicht allein die werthvollen Gemälde und die überaus prachtvolle Ausstattung des innern Klostergebäudes, auch Küche und namentlich der Keller des Bettelordens, der vorzugsweise aus den ermüdeten Weltkindern der höheren Stände rekrutirt wurde, standen im besten Rufe.

Die beiden schmalen Seiten des länglichen Vierecks,

welches der Tuileriengarten bildet, waren vor dem Carouselplatze und dem im Jahre 1848 zum Platze Ludwig XV. — seit dem Consulate Eintrachtsplatz — erhobenen Esplanade begrenzt. Dieser Platz Ludwig's XV. war aber vor dem Jahre 1748, wo die Behörde der guten Stadt Paris dem Könige eine Reiterstatue zu errichten beschloß, eben nur eine Hauptstraße der Stadt, welche, wie so vieles Schöne in Paris, vor Jahrhunderten aus einem Sumpfe emporgestiegen. Es war der Weg nach Versailles und den elyseischen Feldern, dieser Grenzplatz des Tuileriengartens, der wiederum von seinen Terrassen aus die reizendste Aussicht durch den Blick nach den elyseischen Feldern gewann, die damals noch Cours de la reine genannt wurden. Dann aber noch die westliche Grenze des Gartens: der Carouselplatz zwischen dem Louvre und der Tuilerien, diese romantische Gedächtnißtafel monarchischer Willkür! Ludwig XIV. wählte diesen Verbindungsstrich zwischen dem Louvre und den Tuilerien, um ihn zum Schauplatz einer der glänzendsten Feste zu machen, welche seine Regierung begannen und von welchem Ereigniß er den Namen Carouselplatz behielt. Dieser monarchischen Laune wurden die grünen Rasenplätze, Blumenbosquets und schattigen Baumgruppen des schönen Platzes geopfert. Die Natur wurde in das Nichts zurückgewiesen, welches bis zur Geburt von Mademoiselle Montpensier hier gewaltet. Aber auch welch' ein Fest und welch' ein königliches Schauspiel, das Ludwig XIV. seinem Hofe und dem turnierfähigen Adel Frankreichs auf diesem kahlgeschorenen Platze bereitete! — Man sah den König als

Cäsar — doch natürlich nicht ohne seine große Lockenperücke — die Quadrille der Römer anführen. Monsieur führte die Perser, der Prinz die Türken, der Herzog die Moskowiter und von Guise die Mauren. Und diese schöne, von dem ganzen Hofe als einzig gepriesene Festlichkeit kostete immerhin nur die Kleinigkeit von einer Million zweimal hunderttausend Livres. Das nicht zutritt- wohl aber zahlungsfähige Volk hatte für sein gutes Geld auch eine Freude: die Spottlieder, welche es in reicher Flut auf das geschmacklos überladene Fest regnen ließ.

Nicolaus von Neuville, Herr von Velleroi besaß in der Nähe von Paris ein einfaches Haus, Hof und Garten, größtentheils aus dem Material der benachbarten Ziegeleien erbaut. Franz I., als er 1518 für seine Mutter Louise von Savoyen — welche sich eine gute Einwirkung auf ihre leidende Gesundheit von jener reineren Luft versprach — dieses Landhaus nebst den umliegenden Ziegeleien von seinem ersten Besitzer ankaufte, hatte wohl keine Ahnung, noch weniger den Plan der großen Baulichkeiten, welche aus dieser einfachen Tuileriebesitzung hervorgehen sollten. Katharina von Medicis war die eigentliche Gründerin des Tuilerienpalastes, namentlich des großen Mittelpavillons und der Seitenflügel. Sie erbaute die Bastion am Ufer der Seine, welche den Garten schützt, und umzog ihn mit einer Mauer. Bis zur Zeit Ludwig's XIV. blieb er vom Tuilerienschlosse durch eine Straße, die Tuilerienstraße genannt, geschieden. Die große Galerie, welche den Palast der Tuilerien längs der Seine hin mit dem Louvre ver-

bindet, erlebte während der Dauer ihres Baues drei Könige: Heinrich IV., Ludwig XIII. und Ludwig XIV.

Lenotre, dem im Jahre 1665 die Neugestaltung des Tuileriengartens übertragen wurde, fand innerhalb Graben, Bastion und Mauer so eigentlich nichts vor, als eine ungeheuere Volière, einen Teich, eine Orangerie, eine Menagerie und an der westlichen Grenze des Gartens ein weitläufiges Kaninchengehege. Aus seiner schöpferischen Phantasie ging diese Hauptzierde der Tuilerien, dieser Stolz der Pariser, welcher er namentlich zur Zeit dieser Erzählung gewesen zu sein scheint, hervor. Wenn auch Symmetrie und Gleichmäßigkeit, die Grundgesetze von Lenotre's Gartenbaukunst, allzu pedantisch innegehalten und das Verhältniß zwischen den leeren und den überladen ausgefüllten Räumen nicht ganz in dem ästhetisch schönen Ebenmaß, wie die Lokalität es gestattet, in diesem Neubaue des Tuileriengartens zur Vollendung gekommen, so war doch sein Ruf als einer der schönsten Gartenanlagen in Europa damals wenigstens vollkommen gerechtfertigt. Doch eben um jene Zeit, in welcher diese unerfundenen kleinen Ereignisse sich abspielten, war mit dem Tuileriengarten noch eine wesentliche Veränderung vorgenommen worden. Die an der Südseite hinlaufende Spalier-, Wein- und Obstpflanzung, die Kirschbäume von seltener Größe und Schönheit, ja sogar ein Theil des ursprünglichen Gemüsegartens war von Lenotre noch als Erinnerung an das Gewesene erhalten worden. Diese Meierhofabtheilung, welche zu dem Geschmack jener Zeit und zu den übrigen Anlagen des Garten einen seltsamen

Contrast bildete, verschwand, und machte den damals so beliebten Parkanlagen im bekannten Style Platz. Eine Terrasse nach dem Versailler Vorbild stieg nun auch an dieser Seite empor, verschnittene Baumhecken und Baumgruppen wuchsen nach Möglichkeit schnell den schon vorhandenen nach, und so war der Rahmen für so manches Abenteuer, so manche Intrigue und so manche Schreckensscenen, deren Schauplatz der Tuileriengarten gewesen, um ein passendes Stück Rococco reicher.

Mit laut klopfendem Herzen überschritt Maria Anna de Camargo an einem wonnigen Apriltage die unlängst von dem Augustinermönch Nicolas Bourgeois ganz hübsch erfundene Fallbrücke, welche über den Bastionengraben führend den Zugang in den Garten für die Nacht abschloß. Ihre beiden Begleiterinnen konnten ihr kaum folgen, so hastig trieb die Unruhe über den Verlauf der nächsten Stunde das junge Mädchen die in sanften Abhängen auf- und niederführenden Terrassentreppen hinan und wieder herab zwischen den gewaltigen Taxushecken, Buxbaumschnörkeleien und Bosquets hin und her, bis sie endlich an der niedern Marmoreinfassung des großen Bassins ganz erschöpft von innerer Aufregung mehr als von dem raschen Laufe in die Kniee sank.

„Muth, Muth, liebe Kleine" — sprach Madame Pelissier, das schöne Mädchen zu einem bequemeren Sitz unterstützend, während Mademoiselle Petit-Pas Mühe hatte, ihre Thränen zurückzuhalten. — „Denke, daß du den Adel deiner Kunst diesen adeligen Damen gegenüber

zu vertreten hast. Vielleicht wollen sie dich befangen und linkisch finden, die Freude gönne ihnen nicht, liebste Marianna."

Die junge Tänzerin versank in tiefe Träumereien. Ihr Auge folgte dem krystallenen Spiel der prismatisch durchleuchteten Wasserstrahlen, die von terrassenförmig über einander gegipfelten Muschelbecken herab in das schöne Marmorbassin sich ergießend, ein überaus belebtes Aug- und Nervenleben erfreuendes Bild darboten. „O Jeanne" — rief sie endlich, den schwärmerisch feuchten Blick zu der ohnweit des Bassins stehenden Freundin gewendet, nach dem Springbrunnen deutend — „das ist die Kunst. Vielgestaltig und immer das Eine, im wechselnden Farbenspiel nur den Strahl der ewigen Sonne — das Feuer des Prometheus, auf die Erde tragend! Kalt und unberührt von den Gemeinheiten der Erdennatur, aber strahlend in dem unendlichen Himmelslicht, von dem kein Sterblicher weiß, woher es kommt und wohin es geht — den guten Menschen erfreuend, den brausenden Sturm der Leidenschaften kühlend, die Natur in all' ihrer Größe und Schönheit zurückspiegelnd, o das — das ist die Kunst, die ewig wahre, heilige!"

Sie brach in Thränen aus und wußte doch kaum, warum sie weinte. Oder wußte sie es und sträubte sich nur die stolze Seele der Jungfrau und der Künstlerin gegen das Eingeständniß dieses Thränenquells? —

„Ich bitte dich, Mädchen, sei vernünftig" — bat die Pelissier in immer steigender Beängstigung, denn ihr war,

als höre sie lautes Durcheinandersprechen von der Terrasse her. — „Die Frau Marschallin kann jeden Augenblick hier sein und zu Rede und Antwort gesammelt muß sie dich doch finden.“

„Was sind wir diesen Damen!“ — sprach die Camargo mit schneidender Wehmuth vor sich hin — „mit welchen Blicken tiefster Erniedrigung betrachten sie uns! — Bajaderen, die ihren Söhnen, Gatten und Brüdern in die Hölle voran tanzen, das ist das Licht, womit jene Damen uns Priesterinnen einer Kunst beleuchten, die ihnen nur Sirenengesang der trunkenen Sinne scheint, während unsere Kunst den ewigen Gesetzen der Wahrheit und Natur, den Gesetzen der Schönheit, die nie etwas Anderes, als Sittlichkeit sein kann, freudig nacheifert.“

Jetzt nahte sich auch Thisbe, von dem angstvollen Mienenspiel der Pelissier aufgefordert, ihrer jungen Freundin. Sie umarmte sie innig und sprach leise einige Worte in ihr Ohr.

Marianna senkte den Blick zu Boden. Sie drückte die dargebotene Hand der Freundin mit Wärme und versank dann wieder in träumerisches Sinnen, in schweigendes Anschauen des Fontainenspiels.

Das scharfe Ohr der Pelissier hatte sich nicht getäuscht. Die am Ufer der Seine hin laufende Terrasse war bereits anzusehen wie ein Coursaal vor Eintritt des Hofes, nur daß in diesem Augenblicke die ungenirte Lebhaftigkeit eines Coursaales im fashionablen Rococcobadesaisonstyl vielleicht ein treueres Spiegelbild der momentanen Ausgelassenheit

dieser courfähigen Versammlung geboten haben würde. War man doch zu Prüfung einer Schaustellung hierher gekommen, die mit Ausnahme der Marschallin von Villars, der schönen achtzehnjährigen Gräfin Mailly und deren jüngerer Schwester sogar auf die anwesenden Damen einen Eindruck frivolen Spottes machte, während die Herren vom Hofe im wechselseitigen Geflüster spöttischer Frivolitäten unerschöpflich waren.

Die Marschallin von Villars war in der That eine schöne Ergänzung ihres ritterlichen, aber noch mehr soldatischen als ritterlichen Heldengemahls. Der Herzog von Villars, Pair und Marschall von Frankreich, war ein rauher, unbeugsamer, aber biederer Charakter. Durch das Testament Ludwigs XIV. in den Regentschaftsrath berufen, hatte er sein Ansehen gegen den Herzog von Orleans sowohl, als die von ihm verworfene Politik Dubois ohne Schleifwege zu behaupten gewußt. Jetzt war es allgemein bekannt, daß bei einem möglicherweise wieder ausbrechenden Kriege der beinahe achtzigjährige Greis die französische Armee anführen und seinen unter Ludwig XIV. gesammelten Lorbeern wahrscheinlich noch einige frische Blätter zugesellen werde.

Die Marschallin von Villars war also eine schöne Ergänzung ihres Heldengemahls. Sie wußte, welche Stütze er dem Throne Ludwig's XIV. gewesen, sie wußte, welche Geltung der größte französische Feldherr seiner Zeit am Hofe seines Königs beanspruchen durfte, darauf war sie stolz ohne Hochmuth. Eine edle geistvolle Matrone, mit

der Freisinnigkeit einer Frau von seltener Bildung, Wissenschaft und Kunst hochstellend, weil — wie sie sich ausdrückte — man darin nur Gott nachahme — das war die Marschallin von Villars in den äußeren Umrissen ihres Charakters. Sie milderte so manche Härten und Unebenheiten ihres wie gesagt mehr soldatisch biederen als ritterlichen Gemahls, und wo sie das nicht vermochte, heilte sie im Stillen die Wunden, die sein unbeugsamer Wille schlagen zu müssen geglaubt. Den Hofleuten war sie allerdings nicht selten ein Stachel im zarten Fleische. Ihr Witz war unerbittlich, und ihre Laune, diesen Witz an den schartigen Stellen des Hoflebens zu üben, unersättlich. Sie griff in dieser geistvollen Wahrheitsequilibristik oft hoch hinan, sie wußte, in welcher Achtung sie bei der Königin stand, und wußte auch, wie gern der König über geistvolle Bonmots sogar dann noch lachte, wenn der geworfene Ball im Rückprallen ihn selbst ein wenig streifte. —

Es war eine edle stattliche Versammlung, die in anmuthigen Gruppen die Marschallin umstand und im Auf- und Abgehen ihr folgte. Zuerst die schöne sanfte Gräfin Mailly, damals kaum seit einem Jahre vermählt, bald eine der einflußreichsten Damen des Hofes, mit dem Ruhme, diesen Einfluß auf den König niemals im eigenen Interesse ausgebeutet zu haben. An ihrer Seite hielt sich noch schüchtern umherblickend die etwa sechszehnjährige Gräfin Nesle, die älteste der drei noch unverheiratheten Schwestern der Gräfin Mailly. Die pikante Gräfin Morville, die wegen ihrer graziösen Koketterie bewunderte und von allen Frauen

beneidete Marquise von Montbazon, Frau von Beyle und Fräulein von Nevis, ein paar viel bewunderte Reiterinnen von majestätischer Gestalt. Das rauschte und bauschte, von Gold glitzernd, von Federn, Spitzen und Bändern umflattert, durcheinander. Da ein kokettes Fächerspiel, dort ein ermuthigender Blick aus feurigem Auge oder auch aus mattem, durch Schminke, Schminkpflästerchen und die thurmhohe Puderfrisur künstlich belebten Auge. „Und welche Reifröcke!“ — ruft ein Beschreiber der zur Zeit Ludwig's XV. außerordentlich frequentirten Charfreitagswallfahrt nach Longchamp — „welche Reifröcke, großer Gott, vier Fuß (altes Maß) im Umfange. Die Pomade vertritt den Blumenduft und man weiß nicht, ob man mehr Staub oder Puder athmet.“

Dem sei nun, wie ihm wolle — genug die Marschallin von Villars war in der That das Abbild einer edlen schönen Matrone in dem vergleichsweise mit dem neunzehnten Jahrhundert auch nicht viel überladeneren Rococcoputz jener Zeit. Das mit Schleifen und Edelsteinagraffen an das sogenannte persische Unterkleid vom schwersten Seidenstoff und reicher Goldstickerei befestigte Oberkleid mit den reichen Ellenbogenmanchetten war nicht allzu gewagt im Schulter- und Nackenausschnitt gehalten. Die Perlenschnur, welche dicht unter dem Kinn den Hals der Matrone umschloß, stand edel zu der hohen Puderfrisur, welche die ganze Stirn freigebend, nicht wie bei den jüngern oder jünger sein wollenden Damen mit Blumen und Bändern, sondern mit einer Feder und einer jener Spitzen vervollständigt war, die gleich

den Spitzenmanchetten der Aermel eigentlich nach dem Zoll verkauft wurden. In der Hand trug die Marschallin ein Geschenk der Königin, einen jener mit Perlen und Edelsteinen besetzten Elfenbeinfächer von Vanloo, die hundert Jahre später ohne Edelsteinverzierung mit Händen voll Goldes aufgewogen wurden.

Sie schien dem Herrn Herzog von Epernon, den wir bereits zu kennen die Ehre haben, ein wenig scharf zuzusetzen, denn der junge Edelmann spielte ziemlich verlegen mit der Degenschleife, nahm eine Prise spanischen Tabaks und zog endlich sogar seine zwei Uhren zugleich heraus.

„Ihre Gnaden die Frau Marschallin überbieten sich heut in pikanter Ironie gegen ihren unterthänigsten Diener“ — lispelte der Hofmann, in eine jener peinlichen Situationen gebracht, wo nur viel Geist oder viel Muth zu einer derben Grobheit durchhilft.

„Aber Sie haben mich ja herausgefordert, mein Herr Herzog und Kammerherr Sr. Majestät“ — entgegnete die Marschallin ein wenig boshaft lächelnd. — „Ach bester Herr von Villeroy“ — winkte sie ein von Goldbrokat starrendes Männchen mit einer Wichtigkeit affektirenden Gerichtsmiene herbei — „Sie unschätzbare Hofverordnungschronik in Folio und Goldeinband mit Rubinenschloß, lassen Sie sich doch gefälligst einmal aufschlagen.“

Der Edelmann verbeugte sich tief und mit feierlicher Miene.

„Nur nicht gar so ernsthaft, liebster Villeroy“ — brach die Marschallin bei einem Blick auf dieses Leichenbitter-

gesicht in unwiderstehliches Lachen aus — „wir wollen ja kein lit de justice halten. Wie lautet, aber wenn ich bitten darf wörtlich, der Freibrief Sr. Majestät des höchstseligen Königs Ludwig XIV., als er dem Jean Baptiste Lully die Erlaubniß ertheilte, in der guten Stadt Paris eine Akademie der Musik zu gründen?" —

Die über solche Anerkennung ihres Werthes geschmeichelte Hofchronik warf sich würdevoll in die Brust, trat mit hofmännischer Verbeugung noch zwei Schritte zurück, um den Kreis seines Zuhörerpublikums ein wenig zu erweitern, und begann dann mit klarer volltönender Stimme die dithyrambische Einleitung jeder derartigen Hofverordnung.

„Um Gotteswillen, nur die eigentliche Sache!" — rief die Herzogin von Villars, den Mann so wichtigen Vortrags schonungslos unterbrechend. — „Wir wollen ja heute noch soupiren."

Wieder verbeugte sich Herr von Villeroy gravitätisch und recitirte dann unbeirrt folgendermaßen:

„So erlauben Wir dem Florentiner Jean Baptiste Lully, in unserer guten Stadt Paris eine königliche Akademie der Musik zu gründen, um da Musikstücke aufführen zu lassen, die in französischen Versen oder in einer andern Sprache geschrieben sind, selbst solche, die in unserm Beiscin dargestellt wurden. Dabei verbieten wir ausdrücklich Jedermann, weß Standes er auch sein mag, selbst den Beamten unseres Haushaltes, hineinzugehen, ohne zu bezahlen; und da wir die Anstalt nach den Akademien Italiens einrichten, wo die Edelleute öffent-

lich singen, ohne sich etwas zu vergeben, so wollen wir, daß alle adeligen Herren und Fräulein in den genannten Stücken und Vorstellungen unserer königlichen Akademie singen können, ohne daß sie dadurch ihrem Adel und ihren Vorrechten etwas vergeben."

„Bravo!" — applaudirte die Marschallin, als der Mann des Citates schwieg. — „Unsern besten Dank überdies. Habe ich also nun wohl Unrecht, mein bester Herzog, wenn ich diese Verordnung als beispiellose Huld und Gnade Sr. Majestät des höchstseligen Königs gegen die Herren des Hofes auslege? Wie oft Se. Majestät Ludwig XIV. in höchsteigner Person in den Opern und Balleten der Quinaultschen Compositionen mitgewirkt, ist ja allbekannt. Der Boden aber, den der Fuß des allerchristlichsten Königs betreten, ist geheiligt; da hätte es jener Klausel in der Verordnung gar nicht bedurft. Es mochte aber dem allsehenden Auge Sr. Majestät wohl nicht entgangen sein, wie beflissen der Adel der guten Stadt Paris und namentlich die Herren des Hofes sich erwiesen, den von ihnen als seelenlos mißachteten Schauspielerinnen, namentlich aber den Damen des Ballets, die feineren Attitüden einzustudieren, welche diese armen, von guter Gesellschaft ausgeschlossenen Priesterinnen der Kunst aus eigener Anschauung, mit einem Worte dem Leben selbst niemals hätten entnehmen können. Dieser selbstverleugnenden Aufopferung im Interesse der Kunst kam das königliche Mandat mit königlicher Dankbarkeit zu Hülfe. Der Verkehr mit seelenlosen Geschöpfen verletzte fortan die edelmännische Ehre nicht mehr."

„Ach so!“ — rief die Marquise von Montbazon mit halb bitterem, halb schalkhaftem Humor dazwischen — „daher rührt wohl auch die im Grunde unerklärliche Satzung, daß diese — diese — nun ja diese privilegirten Opern- und Ballet-Künstler und Künstlerinnen des Palais-Royal, wie sie sich zu nennen belieben, von der Excommunikation ihrer Standesgenossen befreit sind?“ —

„Ach daran glaubt ja doch kein guter Christ“ — belehrte die Gräfin Morville ganz ernsthaft. — „Auch weiß ich bestimmt, daß Keiner und Keine von diesen Operisten des Palais-Royal selbst daran glaubt. Lächerlich. Heute kommt zum Beispiel etwa Mademoiselle Salé vom Brüsseler Theater an die musikalische Akademie nach Paris, so würde ihr Name von den infernalischen Listen gestrichen und in das Buch der Christenheit eingetragen. Heut über ein Jahr fügen es aber die Verhältnisse, daß sie ihre Stelle bei dem Ballet der großen Oper mit einer Anstellung in Rouen, Orleans oder wo sonst vertauscht, da würde ihr Name wieder im Buche der Christenheit gelöscht und auf den infernalischen Tafeln eingetragen werden müssen.“

„Sehr wahr, liebe Gräfin“ — fiel die Marschallin der pikanten Morville mit mühsam bekämpfter Entrüstung in die Rede. — „Darum denke ich, wir halten es in dieser Hinsicht mit den Italienern, die von keiner Excommunikation des Schauspielerstandes wissen. Gönnen wir also immerhin auch den Kindern Frankreichs, was wir den Fremden mit bereitwilliger Gastfreundlichkeit gewähren. Macht die Kirche den lokalen Verhältnissen ihre Zuge-

ständnisse, so denke ich, daß wir Frauen der höchsten Stände auch eine berechtigte Macht sind, zu verdammen, wo wir verdammungswerthe Sitte, und loszusprechen, ja zu erheben, wo wir mißachtete oder verkannte Tugend und Unschuld im Staube der Standesgeringschätzung verkümmern sehen. Seien wir eifersüchtig auf dieses unbestrittene Recht. Ach, mein bester Marquis von Castellane und Herr von Canillac — sehr erfreut, die Herren unter diesem wolkenlosen Himmel begrüßen zu können. Stehen Sie mir doch ein wenig gegen den Herrn Herzog von Epernon bei, der mich mit aristotelischen Spitzfindigkeiten in die Enge getrieben."

Aristotelische Spitzfindigkeiten! — Großer Gott, wie naiv beklommen schauten die drei genannten Herren einander an. Die Situation konnte peinlich werden.

„Es war zuerst ganz einfach von den Tänzerinnen die Rede, die, wie der Herr Herzog meinte, statt einer Lunge und einer Seele zwei Lungen haben müßten, da eine Seele bei ihnen gar nicht vorauszusetzen sei. Ich wagte dagegen einen bescheidenen Einwurf, da mir scheint, als spreche aus dem Auge einer guten Schauspielerin, ja sogar aus den charakteristischen Bewegungen und Gesten einer Tänzerin, die mehr als technische Fertigkeit bei Ausübung ihrer Kunst zu erzielen strebt, doch so etwas wie ein Gedanke der Seele. Das verneinte aber der Herzog geradezu. Er schlug mich mit geistreich verblümten Andeutungen auf den philologischen Streit über die Auslegung eines griechischen Wortes, wodurch es unentschieden geblieben,

ob Aristoteles gemeint: die Seele sei unsterblich oder sie sei eine Pfeife. Das Letztere scheint nun wohl die Meinung unsers Herzogs in Bezug auf die armen Tänzerinnen zu sein, scheint es vielleicht um so mehr, als ihn die bacchantischen Flötenspielerinnen und Tänzerinnen dabei in den Sinn gekommen sein mögen. Nun bitte ich Sie aber, meine Herren, zu bedenken, welcher Gefahr der schlimme Herzog durch seine geistvollen Sentenzen mich aussetzt. Das Parlament, welches sich vor etwa einem halben Jahrhundert auf den Antrag der Sorbonne versammelte, verurtheilte drei Chemiker wegen Vertheidigung gewisser Thesen gegen Aristoteles zur Landesverweisung und sprach — durch diesen unerhörten Vorfall gewitzigt — die Todesstrafe gegen Jeden aus, der es in Zukunft wagen möchte, die Lehren des griechischen Philosophen anzugreifen. Was that ich Aermste aber Anderes, als an dem unglücklichen Worte herumdeuteln, daß der Herr Herzog bei uns ordentlichen Menschenkindern für Seele, bei den Tänzerinnen aber im Sinne des Aristoteles für Pfeife, Lungenblasebalg oder so etwas ausgelegt wissen will?"

„Aber die armen Schauspielerinnen, die abwechselnd mit den Italienern die komische Oper im Palast Burgund bevölkern, vollends die in der Straße Mazarin, brauchen doch im Grunde nur Eine Lunge, so wenig als sie tanzen" — nahm die Gräfin Mailly mit schüchternem Lächeln das Wort. — „Sie sind aber ihres seelenvollen Mienenspiels ungeachtet von unserer heiligen Kirche ex-

communicirt, müssen also von Aristoteles für das zweite Athmungs- oder Musik-Organ der Tänzerinnen durch irgend etwas Anderes entschädigt worden sein."

„Vielleicht durch Pfeile in den Augen" — bemerkte der im Grunde nicht geistlose Herr von Canillac. — „Wohin diese treffen, verwunden sie, uns Männer unmittelbar, die Damen vielleicht aller Stände mittelbar."

„Boshafter Mensch!" — flüsterte Frau von Beyle, die vor Kurzem ein derartig mittelbarer Pfeil getroffen, in das Ohr der Gräfin Morville. — „Er kann hier vor unsern Ohren zum Lobredner dieser Geschöpfe werden!"

„Dort sehe ich den Herzog von Chesvres mit raschem Schritte auf die Terrasse zu eilen!" — rief Epernon wie aus dem Fegefeuer erlöst. — „Gewiß ist Se. Majestät schon im Garten."

Und so war es in der That.

Mit einer tiefer Verbeugung nahte sich der Neuangekommene, nachdem er mit graziöser Leichtigkeit die so schräg liegende Terrassentreppe, daß sie kaum den Namen einer Treppe verdiente, empor getänzelt war, der Marschallin von Villars. „Se. Majestät — referirte er — ergeht sich im Schatten der großen Allee und läßt Ihro Gnaden die Frau Marschallin ersuchen, mit der kleinen Tänzerin, jedoch ohne weitere Begleitung, eine Promenade dorthin zu unternehmen. Se. Majestät wollen dann vom großen Orangeriebosquet aus die gerühmte Schönheit des Mädchens betrachten, und lassen die Frau Marschallin noch ferner ersuchen, durch eine kunstfertige Wendung im

Auf- und Abgehen Ihnen passende Gelegenheit dazu zu geben."

Anfangs schien die Marschallin von diesem wohl unüberlegten Auftrage des jungen Monarchen betroffen, wo nicht verletzt. Dann aber war es, als besinne sie sich auf sich selbst. „Se. Majestät ehren das junge Mädchen mit diesem Auftrage, den Sie mir ertheilen, wie ihr unbescholtener Ruf es verdient" — sprach sie mit einem so würdevollen Stolz, daß jeder Zoll Gemahlin des Pair's und Marschalls von Frankreich an der edlen Matrone war. — „Kommen Sie, meine Damen, Se. Majestät darf nicht warten."

Der Garten der Tuilerien ist seit den Tagen seiner Entstehung bis heute dem Publikum niemals ohne Beschränkung geöffnet gewesen. An dem Tage, von welchem hier die Rede, war er mit Ausnahme der drei Tänzerinnen ihm ganz verschlossen. Deshalb konnte die nun folgende Scene ohne weiteres Aufsehen als das, welches die Betheiligten einander selbst verursachten, sich abspielen.

Als die beiden Freundinnen der schönen Camargo die Marschallin mit ihrer zahlreichen Begleitung sich nähern sahen, machten sie die immer noch träumerisch in das Bassin und den plätschernden Springbrunnen hindämmernde Marianna auf die stattliche Gruppe, welche sich nach ihnen her bewegte, aufmerksam. Dann wichen sie ihrem ursprünglich gefaßten Entschlusse ganz entgegen so weit von der Freundin zurück, als betrachteten sie sich gleichsam im Gefolge einer Herrin. Es war dies nur instinktmäßig,

ohne Vorbedacht oder Scheu vor so vornehmer Gesellschaft, welche die beiden Tänzerinnen hier das Rechte wählen ließ; allein es war das Rechte, obgleich es die Befangenheit Marianna's doch mehrte.

Kaum hatte das Mädchen Zeit, von seinem improvisirten Sitze sich zu erheben, ihre Kleidung in Ordnung zu bringen und nach einem Seufzer aus sehr beklommener Brust den Muth, den sie brauchte, um gesammelt den nächsten Augenblicken entgegen zu sehen, auch wirklich in sich wach zu rufen, als auch schon die Herzogin von Villars mit ihrer Umgebung in der Tragweite eines Blickes erschien, der Bekanntes erkennt.

Je näher die Marschallin der jungen Tänzerin kam, je langsamer näherte sie sich. Anfangs Staunen, dann die freudigste Ueberraschung, endlich sogar ein wahres Feuer der Bewunderung glühte in dem Auge der edlen Matrone auf, als sie vor dem wunderbar schönen, von einem unbeschreiblichen Zauber der Anmuth der Jungfräulichkeit, der unbewußten Würde vestalischer Unschuld überhauchten Mädchen stand. Einfach, aber doch so elegant, als die beschränkten Verhältnisse einer Tänzerin zweiten Ranges ohne Beschützer es erlaubten, gekleidet, wich sie von der herrschenden Mode nur durch eine ihr eigene Erfindung ab, die später unter dem Namen ihrer Erfinderin wiederkehrte. Um Nacken, Schultern und Busen war ein schwarzes Spitzenfichü geknüpft, in dessen Knoten eine duftende Orangeblüte befestigt war. Ueber das leicht gepuderte, doch in natürlichen Locken in den Nacken herab-

fallende Haar war unter dem Kinn in losen Knoten geschlungen ein ähnliches, doch kleineres Schleiertuch wie das um die Schultern geknüpft. In ihrem Anzuge trug Marianna die Farben ihres Landes, ein weißes Unterkleid mit blauen Kreppüberwurf und im Haar eine dunkelrothe Rose.

Jetzt aber geschah etwas, das — so seltsam es auch klingen mag — die Augen des jungen Mädchens mit Thränen der Beschämung füllte. Die Marschallin that im Enthusiasmus ihrer Bewunderung etwas, das Mademoiselle Camargo, als sie tief sich verneigend vor der hohen seltenen Frau stand, daran erinnern mußte, sie stehe doch nur als Comödiantin vor einem hoffähigen Publikum.

„O wie schön, wie wunderbar schön! Wie viel viel schöner noch als auf der Bühne!" — rief die edle Matrone ganz entzückt, indem sie Marianna's rührender Anmuth und Schönheit, wie es bei den Kunstleistungen der Bühne üblich, applaudirte. Die ganze Umgebung, die Damen nicht ausgeschlossen, folgten dem Beispiele der Marschallin.*)

Die Camargo stand wie vernichtet. Sie ahnete nicht, daß dieser Beifallssturm wirklich innerster Erguß eines wohlwollenden, für alles wahrhaft Schöne ungemein empfänglichen Herzens war. Die Herzogin von Villars bemerkte auch sehr bald den Verstoß gegen das weibliche Zartgefühl, dessen sie in der Ueberschwenglichkeit ihrer

*) Thatsache.

bewundernden Anerkennung sich schuldig gemacht, und beeilte sich zum Verband der unabsichtlich geschlagenen Wunde.

„Diese Mode" — sagte sie, die junge Gräfin Nesle mit sich ganz dicht zu Mariannen ziehend und mit dem Fächer auf das umschleierte Busentuch der Tänzerin deutend — „diese Mode wäre, dünkt mich, würdig zur Nachahmung für die edelsten Jungfrauen Frankreichs bis zu den Prinzessinnen hinan. Verzeihen Sie, mein liebes Kind" — wendete sie sich dann mit herzgewinnender Güte an die Camargo — „daß wir dieser Erfindung einer keuschen Phantasie einen Sie erschreckenden Beifall gespendet. Geben Sie mir als Beweis, daß die excentrische Bewunderung einer wohlmeinenden alten Frau Sie nicht verletzt, die Orangeblüte von ihrer Brust, dann kommen Sie, wir wollen von ihrer heitern Kunst plaudernd ein wenig prominiren."

Marianna's Seele glühte auf wie die Blume unter dem ersten Strahl des Morgenrothes. War es Wirklichkeit oder Traum, daß eine Dame dieses Standes so mit ihr, der Priesterin einer vervehmten Kunst, gesprochen? — In einem fast bewußtlosen Freudentaumel reichte sie der Marschallin mit zitterndem Finger die verlangte Blume und nie vielleicht in ihrem ganzen Leben hat ein dankbareres Herz die dargebotene Hand der edlen Wohlthäterin so Vieler geküßt, als das der armen Tänzerin der seltenen Frau bei diesem innigen Händekuß entgegen schlug.

Als nach Verlauf beinahe einer halben Stunde die Marschallin von Villars mit ihrem Schützling zu der in

scherzhaftem Geplauder um das Bassin gruppirten Gesellschaft zurückkehrte, trug Mademoiselle Camargo an ihrem Fichü statt der frühern Orangeblüte die goldene Nadel mit einer kleinen weißen Rose von Perlen, welche vorhin die breite Spitze am Halsausschnitt der Herzogin scheinbar zusammen gehalten. Das Auge der Tänzerin strahlte wie das eines Kindes vor dem Glanze des Weihnachtsbaums. Von der Marschallin zum Zeichen ihrer Entlassung auf die Stirn geküßt verabschiedete sie sich mit anmuthiger Verbeugung und eilte auf die fern stehenden Freundinnen zu.

„Hier, meine Damen, scheint mir jedes Wort des Lobes eine Ironie auf die Wirklichkeit, die doch Alles übertreffen würde" — sagte die so schnell gewonnene Gönnerin der überglücklichen Camargo, als diese aus dem Bereich ihrer Blicke entschwunden war. — „O und welch' ein Krystallspiegel diese Seele, die — ja keine sein soll" — fügte sie mit jenem schmerzlichen Humor hinzu, der lachend über die Schmerzen weint, die Menschensatzungen und unklare Verhältnisse den armen Erdenkindern bereiten. — „Ich schaute diesen reinen Erdenspiegel auf den Grund und fand Perlen auf diesem Grunde, die den glücklichen Taucher zum Krösus machen würden. Gott segne ihre einstige Wahl." Und der König? —

Diese Rose ist wahrlich zu schön, als daß Gott wollen kann, daß sie entblättert werde, hatte er gerufen, als die Herren des Hofes mit angehaltenem Athem, fiebernd vor hoffnungsreicher Erwartung um sein Urtheil über die Schönheit der Camargo ihn befragten. Ich möchte der

Frevler nicht sein, der dieses Meisterwerk der Schöpfung mit zerstörenden Gedanken verfolgen könnte.

„Wenn diese Schönheit uns den König nicht gewann, so bleibt unser Spiel verloren" — sagte der Herzog von Chesvres mit trostloser Miene zu seinem Verbündeten, dem Herzog von Epernon, der die Achsel zuckend eine Prise nahm und — doch noch nicht alle Hoffnung zu Wiederkehr der guten alten Hofsitte, zum Sieg also seiner gerechten Sache aufgab.

Das Ballet jener Zeit! — Ach, wie viel wäre darüber zu sagen, wenn der Raum dieser Novelle hinreichenden Rahmen dazu böt. Bei der italienischen Komödie und ihren Nachahmungen in Frankreich und Deutschland, ja eigentlich müßte man sagen bei dem ganzen Bühnenleben jener Zeit, namentlich in Frankreich war das Ballet die Krone aller theatralischen Darstellungen. Wie so eigentlich gar nicht darstellbar man sich die Pariser Oper ohne das Ballet gedacht, geht aus einem dramatischen Werke hervor, wo es heißt: „Der Tanz ist für Oper und Ballet, was die Worte im „Trauerspiel und Lustspiel sind: versinnlichte Ideen und „Leidenschaften der handelnden Personen. Der Text der „Oper ist an sich unbelebt. Die innere Anschauung ist „aber nur durch Leben und Bewegung, durch Tanz und „Mienenspiel in ihrer Verkörperung zu erzielen."

Den klarsten Blick über die Unentbehrlichkeit des Tanzes auch bei Tragödien und Lustspiel geben die Titel und Aufsichen der Stücke zu den betreffenden Vorstellungen,

deren Zahl nach Hunderten angegeben werden könnte. Da lesen wir z. B.: „Die Liebe als Arzt, Lustspiel in Einem Akt in Prosa von Molière, mit einem Prolog und verschiedenen Balletentrées" oder: „Der Günstling, Lustspiel in fünf Akten in Versen von Mlle. Desjardins, mit einem Gesang- und Instrumentalballet für die Zwischenakte." Ferner: „Die Verdrießlichen (facheux), Lustspiel-Ballet von Molière" u. a. Man tanzte wörtlich jeden Abend erstens im Palais-Royal, dem das ausschließliche Vorrecht der Gesangsdramen oder Opern eigen war, dann bei der sogenannten königlichen Truppe in der Straße Mazarin, den Jüngern von Molièr's Theatercomique (das Theater français in der Straße des Fossées St. Germain-des-Prés) und endlich im Hotel de Bourgogne bei den Italienern, welche Anfangs so verhätschelte Truppe indeß schon um jene Zeit aus Mangel an Theilnahme nicht nur zu abwechselnd französischen Vorstellungen, sondern auch zum Aufgeben der einzig auf den Harlequin berechneten improvisirten Darstellungen sich entschließen mußte. Die bequemen Südländer, die Anfangs nur durch stumme Pantomime gefesselt, mußten jetzt — o Entsetzen! — außerhalb der Bühne verfaßte Stücke, ja hin und wieder sogar Stücke in französischer Sprache dem widerstrebenden Gedächtniß aufnöthigen! —

Man tanzte also wörtlich jeden Abend auf den drei Pariser Theatern. Entweder selbstständige Ballets, oder in den mit Chortänzen und Solopartien durchflochtenen Opern. Die Intermezzos und Divertissements, dann die

sogenannten Intermèdes, das heißt die Tänze in den Zwischenakten auch der schwunghaftesten Tragödien des Theater français, Alles bot Gelegenheit, die Vorliebe des Hofes und des Publikums für das Ballet zu befriedigen. Es war diese Unsitte der Intermèdes eine Verschleppung der Horazischen Regel, überhaupt eine Verschleppung des Gesangchores der alten Griechen als urtheilleidendes Zwischenspiel der eigentlichen Handlung. Den Gesängen hatte der Tanz sich zugesellt und dem Tanze des Geberdenspiels belebende Mimik. Die Musikbegleitung war hinzugetreten und endlich waren die Tänze der Zwischenakte zu selbstständigen, das Interesse des aufgeführten Stücks natürlich in hohem Grade beeinträchtigenden Kunstproductionen ausgeartet. Das Ballet verschlang ungeheure Summen; allein jeder Versuch, auch der verständigsten Theaterunternehmer, es von der Bühne zu verdrängen, ja nur es zu beschränken, endete regelmäßig mit dem finanziellen Untergange des kühnen Reformators. Das Ballet war in Deutschland nicht viel weniger als in Frankreich der hauptsächlichste, ja in den krankhaftesten Theaterkrisen der einzige Magnet für das Publikum. Alle Künstler des recitirenden Drama mußten ihre Tanzübungen den übrigen Studien ihrer Kunst zugesellen, man hätte auf der Bühne tanzend sterben mögen, so tarantelwahnsinnig war der Enthusiasmus des Publikums für Ballet und Zwischentänze ausgeartet. Und in der That! was tanzte man nicht Alles als Vorwurf zu den Balleten, namentlich in den historischen. Abgesehen

noch von den Siegen Alexanders, der Belagerung von Troja, der Rückkehr des Ulysses und andern halbmythologischen Stoffen — griff man keck in die französische Geschichte oft des letzverflossenen Jahrhunderts und das Gräßliche scheint nicht selten sogar ohne ästhetische Berücksichtigung mit Vorliebe gewählt worden zu sein. In den Fabelballeten, wie z. B. das Urtheil des Paris, die Geburt der Venus u. a., den allegorischen, poetischen oder auch den sogenannten moralischen Balleten, wie: „Die Wahrheit zerstört, von der Zeit unterstützt, den falschen Schein" und ähnlichen Productionen einer reichen Tanzgestaltungsphantasie bedurfte es eben keines Prologs, um dem Texte der Tänze mit Verständniß folgen zu können. Unerläßlich war aber dieser Prolog bei den umfangreicheren, oft in Inhalt und Composition außerordentlich complicirten Balleten, wie — um dem Leser nur einen kleinen Begriff von dem Reichthum der damaligen Balletcompositionen zu geben — das Ballet der Altersstufen und — da Madame Pelissier als Sirene darin besungen worden ist — das Ballet der Sinne.

Die Scene für den Prolog stellt in dem „Ballet der Altersstufen" einen Garten vor, dessen schönster Schmuck Hebe im Glanz ihrer unvergänglichen Jugend ist. Die Zeit, Venus und Bacchus, sind, nächst Hebe, die den Prolog sprechenden allegorischen Figuren; dann folgen erst die drei Entrées des eigentlichen Ballets, wovon jedes dieser Entrées, wie fast immer in den Balleten,

ein eigenes kleines, wenn auch mit dem Ganzen zusammenhängendes Schauspiel bildete. Im Ballet der Altersstufen stellt das erste Entrée die Jugend oder die erfinderische Liebe, das zweite das reife Alter oder die kokette Liebe, das dritte das Alter oder die kindische Liebe vor, und es ist dieses letzte Entrée als Triumph der Thorheit über die übrigen Altersstufen eigentlich ausgebeutet, könnte man sagen. Für das „Ballet der Sinne" in fünf Entrées ist von Roi einer der vollständigsten Prologe geschriebn worden.

Der Vorwurf zu dem ersten Entrée ist die von ihrem Geliebten, der Sonne, in einen Weihrauchstrauch verwandelte Leukothea, wodurch der Geruch versinnlicht werden soll. Das Gefühl, der Vorwurf des zweiten Entrée, ist durch die Zärtlichkeit Leodamiens für Protesileas, den bei der Belagerung von Troja getödteten König von Megara veranschaulicht. Leodamia, welche mit ihren Armen die Statue des Königs umschlingend durch nichts zu bewegen ist, sie zu verlassen, gewährt ein so rührendes Schauspiel der Zärtlichkeit, daß Proserpina auf Bitten der Götter einen so sehr geliebten Gemahl aus der Unterwelt entläßt. Die Fabel des dritten Entrée, das Gesicht, verdollmetscht sich durch die regenbogenfarbige Iris und die Liebe, welche von ihrer Binde befreit den ersten Farbenglanz des himmlischen Lichtes von der Iris empfängt. Das Gehör ist durch die Sirenen ausgedrückt, welche Ullysses und Orpheus verführen. Das fünfte Entrée, der Geschmack, versinnlicht

der in eine Weintraube sich verwandelnde Bacchus, wie er in dieser Gestalt die geliebte Erigone gewinnen will.

Unter den komischen Balleten jener Zeit, welche meist zuerst auf den Lustschlössern der Herzöge nach den ermüdenden Jagdpartien dem Könige gegeben wurden, dann aber auf die theatres comiques und die Jahrmärkte von St. Germain, St. Laurent u. a. wanderten, scheint das „Ballet der vier und zwanzig Stunden" viel Epoche gemacht zu haben. Hier haben wir das eigentliche Quodlibet von Prolog, abwechselndem Gesang und Tanz des Ambigue-comique vor uns, welches von der italienischen Bühne aus ganz Frankreich und Deutschland überflutet hat. Ein Betrunkener, der den Pont-neuf für sein Schlafgemach ansieht, und der allbeliebte Harlequin, der seine Richter tanzen und singen läßt, sind die Glanzpunkte jener dreiaktigen Tanzkomödie in Prosa mit versificirtem Prolog. Die Komödie der Reifröcke würde vielleicht in unserer Zeit nicht weniger Beifallssturm erregen, als damals in der italienischen Komödie.

Mit den aristotelischen Einheiten nahm man es damals wie es scheint sogar im Ballet genauer, als in so mancher Tragödie der Neuzeit. „Es wäre lächerlich, heißt es in dem vorerwähnten, jene Epoche besprechenden dramatischen Werke, es wäre lächerlich, wenn man an einem andern Orte den Knoten der Handlung lösen wollte, als wo man ihn geknüpft. Das Entrée des Ballets ist in seiner Handlung an Ort und Zeit gebunden und muß dieselbe ununterbrochen unter den Augen des Zuschauers vor sich gehen wie ein wirkliches Ereigniß. Da aber dem Ballet

unabweislich diese beiden Einheiten von Ort und Zeit als künstlerische Bedingungen gestellt sind, so erfordert dieselbe Kunstbedingung vernünftigerweise auch die Einheit der Handlung. Sie ist sogar die einzige der drei aristotelischen Einheiten, welche man in der großen Oper als unerläßlich aufstellt. Das Ballet dagegen ist an alle drei gebunden."

Unter der Bezeichnung Entrée versteht man eines Theils jede Solopartie eines Tänzers oder einer Tänzerin, dann aber auch die einführende Violinenpassage, bei deren ersten Takten die tanzenden und singenden Chöre in der Oper erscheinen, was ebenfalls als eine Ueberlieferung aus der griechischen Tragödie, besonders aber als eine Reminiscenz der alten Ballete betrachtet werden kann.

Welch' eine bunte, äußerlich schimmernde Welt, die auf ausgehöhltem Boden tanzte, diese Welt der großen musikalischen Akademie im Palais-Royal! Die Zeiten waren damals freilich schon vorüber, wo der berühmte Lully die Sängerinnen mit Fußtritten und die Mitglieder seiner Kapelle mit Brauschen auf den Köpfen regalirte; allein moralische Fußtritte wurden noch sattsam ausgetheilt und von Seelenwunden wußte so manches verkümmernde Künstlerleben zu erzählen. Wenn unter dem Ministerium Fleury Oper und Schauspiel nur mit hunderttausend Livres, ja zehn bis funfzehn Jahre früher das Budget der großen Oper mit einhundert sechs und zwanzig Personen gar nur mit sieben und sechszig Tausend Francs veranschlagt war, dabei aber wenig Tänzerinnen ohne eigene Equipage, ohne herzogliche Wohnung und Toilette zu finden waren,

so lag das Geheimniß dieses unschweren Rechenexempels sehr natürlich innerhalb der Coulissenwelt.

Als die Schaubühne noch innerhalb einer Straße, also unter freiem Himmel aufgebaut wurde, da nahmen sich die Magistratspersonen, überhaupt die bevorzugten Stände, welche das Schauspiel nicht aus den Fenstern ihrer Häuser anzusehen Gelegenheit hatten, die bequeme Freiheit, gegen Wind und Wetter geschützt auf der Bühne selbst dem Schauspiele beizuwohnen. Diese Unsitte der privilegirten Stände hat sich trotz des entschiedensten Widerstandes fast aller Theaterdirektionen bis auf den heutigen Tag vererbt und wüthete unter der Regierung Ludwig's XV. wie ein verheerendes Fieber. Die Protektion ging leider im Kunstleben der damaligen Zeit, namentlich bei Ballet und Oper, Hand in Hand mit der Prostitution; eine Camargo war etwas so Unerhörtes, daß sie fast lächerlich, jedenfalls aber zertreten werden mußte wie eine Ranke, die dem alltäglichen Laufe der Verhältnisse hemmend sich entgegen beugt. Sie blieb unbeschäftigt und wurde von ihrem Lehrer oder ihrer Lehrerin von dem noch heut erforderlichen Examen vor sogenannten unparteiischen Kunstrichtern zurückgehalten. Gegenwärtig mögen etwa sechszig Personen das Privilegium haben, die Coulissen und den Foyer der Akademie der Musik zu besuchen. Dieses Vorrecht, das heute den Löwen des Tages, den Inhabern der größten Logen, hohen Ministerialbeamten, Künstlern, Journalisten und Diplomaten, in ganz Europa den auswärtigen Gesandten und ihren Attachés einge-

räumt ist, erstreckte sich zu jener Zeit eigentlich nur auf die Herren vom Hofe und die Geldmänner. Damals ging man auch in der Rücksichtnahme auf die Dehors, nicht sowohl gegen die Künstlerinnen, um derentwillen man doch Zutritt in Foyer und Coulissen so eifrig suchte, als gegen den Boden, auf welchem man stand, noch weiter als heutzutage. Volle Toilette mit dem Degen an der Seite und den Hut in der Hand war die erste Bedingung, welche die Herren zu erfüllen hatten, die von ihrem Privilegium des Bühneninterieur-Besuchs Gebrauch machen wollten. Und volle Toilette wollte für die Tonangeber jener Zeit mehr sagen, als der heutige Frack mit bequemer Halsbinde. Der ist allerdings den Foyerbesuchern der großen Pariser Oper auch zur Zeit noch unerläßliche Bedingung so wie der Hut, der bei Verlust ihres Vorrechtes nicht einen Augenblick aus der Hand gelegt werden darf, allein — man versteht es jetzt besser als sonst, sogar die Etiquette sich bequem zu machen.

Als Lully, der durch Ludwig XIV. privilegirte Gründer der königlichen Akademie der Musik, starb, hinterließ er er ein für die damalige Zeit ungeheueres Vermögen von sechshunderttausend Livres in Gold. Das war im Jahre 1688. Seine Nachfolger liefern dagegen die Geschichte einer ununterbrochenen Reihe von Bankeroten, so lawinenartig wuchs der Geschmack und mit ihm das Bedürfniß luxuriöser Bühnenstaffage. Das Ballet namentlich verschlang Summen, die mit den Eintrittspreisen für das Publikum in gar keinem Verhältnisse standen.

Il faut se rendre à ce palais magique,
Où les beaux vers, danse, la musique,
L'art de tromper les yeux par les couleurs,
L'art plus heureux de séduire les coeurs,
De cent plaisirs font un plaisir unique

sang, wenn ich nicht irre, Jean Baptist Rousseau um jene Zeit, allein die Oberintendanten — Grand-Chef der drei Theater war fast immer eine herzogliche Hofcharge — sangen ein bei weitem traurigeres Lied. Selten ertrug Einer sein Glück unumschränkter Herrschaft über dieses schöne Reich der Kunst und des Vergnügens länger als zwei bis drei Jahre. Der längsten Verwaltung konnte sich noch die gute Stadt Paris rühmen; sie behauptete sich von 1749 bis 1757, dankte dann aber allen Heiligen, als Robel und Francoeur in die lockend ausstaffirte Falle gingen und das Direktorium ihr abnahmen.

Grüer, der Unterintendant der königlichen Akademie der Musik im Palais-Royal, hatte, als er Destouches, seinem mit viertausend Livres pensionirten Vorgänger, 1728 in dem wandelbaren Reiche gefolgt war, ein Privilegium auf zwei und dreißig Jahre vom Könige erbeten und erhalten. Wie groß muß also die Enttäuschung des wirklich uneigennützigen, vom besten Streben zur Förderung der Kunst beseelten Mannes gewesen sein, daß man 1730 schon allgemein davon sprechen hörte, Grüer gedenke im Laufe des nächsten Winters sein Privilegium in die Hände des Königs zurückzugeben. Das sei, flüsterte man unter dem Opernpersonal ganz leise, im Publikum aber desto lauter einander zu, die ganz natür-

liche Folge der Protektionsmanie herzoglicher Hofintendantur, gegen welche Autorität nicht anzukämpfen sei. Mademoiselle Prévot, die intrigante Tyrannin der von dem Herrn Herzog dieser Lehrerin zugewiesenen Camargo, war, ohne daß sie sich besonderer Schönheit hätte rühmen können, ein derartiges Oberintendanten-Protektionskind. Man sprach dies und das über die Privatverhältnisse der nicht mehr ganz jungen Vortänzerin und die meisten diese Angelegenheit besprechenden Gerüchte zielten dahin, daß Mademoiselle Prévot wahrscheinlicher eine natürliche Tochter des alternden Herrn Herzogs de la Valière, als seine Geliebte, oder daß sie in irgend eines seiner Geheimnisse auf ihr Nutzen bringende Weise verflochten sein möge.

Das Publikum staunte die elegante Schnelligkeit ihrer Passepieds mit gleichgiltiger Bewunderung an. Es nahm die immer correkten, in Muskelkraft-Produktionen oft außerordentlichen Leistungen der geübten Vortänzerin — was von Koryphäen, Chorführerinnen gar sehr zu unterscheiden und überhaupt Eins mit den späteren Professorinnen der Tanzkunst bei der großen Oper ist — mit jener kalten Aufmerksamkeit hin, wie jede technische Fertigkeit ohne die seelenvolle Belebung der Phantasie sie zu erregen pflegt. Schnelligkeit und Kraft waren aber, so lange die Mimik der Tanzkunst fehlte, die einzige Stufenleiter der Kunst.

Es war am zweiten oder dritten Abend nach der so ungewöhnlichen Begegnung der Marschallin Villars mit einer Tänzerin, als Mademoiselle Prévot, die selbstverständlich noch an demselben Tage von dem unerhörten

Ereigniß Kunde erhalten, den Schlag zu führen beschloß, womit eine durch Schönheit und Talent so gefährliche Nebenbuhlerin, wie die Camargo, für immer unschädlich werden mußte. Ein um jene Zeit sehr beliebtes, obgleich schon älteres Opern-Ballet: „Die Elemente" hatte den Hof und ein zahlreiches Publikum — Ludwig XV. hatte früher in Versailles oft selbst in diesem Opern-Ballet getanzt — in das Palais-Royal geführt, welches jetzt das übererbte Eigenthum des Sohnes Philipps von Orleans, des berüchtigten Regenten, war. Die Affiche lautete: Die Elemente, Oper, Ballet in vier Akten, von Roy, Musik von Lalande und Detouches, Tanz von Balon.

Um die nun folgende, auf die künstlerische Zukunft unserer Camargo so einflußreich wirkende Scene als Wirkung einer natürlichen Ursache verstehen zu können, müssen wir die einige Stunden zuvor stattgehabte Balletprobe oder wenigstens das dabei beschäftigt gewesene Personal ein wenig beobachten.

Der Probesaal der königlichen Akademie der Musik lieferte vor Anfang der Balletprobe ein buntes, ganz hübsches Quodlibet, nicht allein von Tanz- sondern auch von Salonscenen aller Art. Neben Mademoiselle Salė, die mit Dumoulin dem Aelteren einen ihrer Schäferinnentänze einübte, in denen sie so oft von Voltaire besungen worden ist, stand der berühmte Blondy im Anschauen einer Kindergruppe vertieft, die an der von Marmor und Holzbronze gearbeiteten Wandbalustrade in ausdauernder Muskel-

anstrengung geübt wurde. Er hörte nur mit halbem Ohr auf die ihm zugeflüsterten Klagen der alternden und niemals künstlerisch bedeutenden Mademoiselle Detouches, die sich über Zurücksetzung beschwerte. Sie hatte auch das Kleid, welches Madame Dupré, eine beliebte Schauspielerin vom Theater français, nach ihrer ersten Darstellung der Hermione vom Könige zum Geschenk erhalten, ganz genau durch die Modistin, welche es geliefert, abschätzen hören. Ueber achttausend Livres! — noch dazu als ganz uneigennütziges Geschenk — das war in der That eine königliche Freigebigkeit, aber mehr als königliches Glück für eine Dupré.

Dort die drei Brüder Dumoulin, deren ein Jeder als gern gesehener Tänzer beinahe ein halbes Jahrhundert die Ballete der großen Oper mit verherrlichen helfen, flüstern leise aber eifrig zusammen. Es mußte irgend etwas im Werke sein, das wie Intrigue aussah, denn Mademoiselle Prévot ging in eifrigem Gespräch mit dem ersten Violinisten, der heute Dienst hatte, auf und ab und die Dumoulins und die Prévot hielten zusammen, das hatte sich schon oft zum Nachtheil Anderer erprobt. Das reifere Alter wußte sich überhaupt damals auf der Bühne zu behaupten, der Himmel mag wissen durch welche Künste. „Es ist eigentlich beim Ballet der Oper gar nicht erlaubt, als große Tänzerin jung und schön zu sein — sagt Capefigue in seiner „Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts.“ Nicht selten erleben wir eine fünfzigjährige Großmutter als Repräsentantin der Venus.“

Mademoiselle Prévot, die so eben Madame Pelissier eintreten sah, verabschiedete sich mit einem bedeutungsvollen Augenwink von dem Violinisten, der an seinen Platz geht, dann näherte sie sich den Dumoulins.

„Noch immer unentschlossen?" — fragt sie mit einem seltsamen Gemisch von Hohn, Verwunderung und Drohung. — „Ich sollte denken, das lernte sich schon von den jungen Katzen, die ihre sonst eingezogenen Krallen zeigen, sobald ein Feind zu spüren ist."

„Das Projekt wäre jedenfalls Angriff nicht Vertheidigung" — bemerkte Pierre Dumoulin, der mittelste der Brüder. — „Wir sind durch die Camargo weder gefährdet noch haben wir eine Beleidigung zu rächen."

„Sie sind durch mich gefährdet meine Herren" — versetzte die Prévot im schneidendsten Tone verächtlicher Zurechtweisung. — „Mit mir stehen und fallen Sie, das bedenken Sie wohl und bedenken Sie auch, daß — —"

„Mademoiselle Camargo kommt auf uns zu" — warnte David Dumoulin, der jüngste und zum eigentlichen Leiter der Intrigue von der Prévot ausersehene der drei Brüder. — „Da ist sie schon."

Marianna schwebte in der That mehr als sie ging auf die Gruppe zu. Mademoiselle Salè, die ihre Uebungen beendigt, und Blondy, endlich auch Madame Pelissier, von ein paar schüchternen Koryphäen gefolgt, näherten sich neugierig; denn die Camargo trug in ihrer Hand ein zusammengerolltes Blatt wie Jemand, der darauf

brennt, etwas vorzulesen, von dem er sich eine Anregung allgemeinen Interesses verspricht.

„Erlaubt es Mademoiselle“ — wandte sie sich nach der ersten Begrüßung an ihre Lehrerin — „so lese ich jetzt gleich noch vor Anfang der Probe ein paar Verse, die mir diesen Morgen mit der Bitte, sie hier an Ort und Stelle vorzutragen, übersendet worden sind. Ich meines Theils finde sie ganz allerliebst und freue mich von ganzem Herzen der mir zugedachten Ehre.“

„Ah so“ — machte die Prévot naserümpfend — „wir sollen staunende Zuhörer gewisser schwunghafter Dithyramben sein, womit irgend ein verliebter Schäfer in Ihnen, mein Engel, seine Gottheit anseufzt?“ —

„Ach von mir ist ja gar nicht die Rede“ — lachte Marianne, von diesem drolligen Irrthum und dem Gedanken, als ihre eigene Lobrednerin hier zu stehen, wahrhaft belustigt. — „Unsere gute, liebe, schöne Pelissier ist als Sirene im Ballet der Sinne angesungen worden; nächsten Dienstag werden die Strophen im französischen Merkur erscheinen. Nun hört:

O Pelissier, du schmeichelnde Sirene,
Du Schöpferin der höchsten Erdenlust!
Ja locke nur, Du holde Meeresschöne,
Du senkst so süß den Tod in unsre Brust.
Denn Haß und Liebe, Zärtlichkeit und Schmerzen
Erregst Du uns in wechselnder Gestalt.
Proteïsch Weib mit Deinem kalten Herzen,
Doch mit der schönen Glieder Allgewalt.
Dort tauchst Du unter, spielend mit den Wellen,
Du Stolz Neptun's, die sterbend Leben giebt.

Der schönen Beute froh die Fluten schwellen
Zu Ufers Rand — wir schauen dann betrübt —

Hinab in jene Meereswogen,
Wo ein glücklicher Triton
In seine Arme Dich gezogen,
Der beglückte Meeressohn." *)

Während Mademoiselle Camargo mit der Begeisterung uneigennütziger Freundschaft für die Gefeierte die wenigen Strophen gelesen, hatte David Dumoulin, der — mit oder ohne Berechtigung lassen wir dahin gestellt sein — die Pelissier mit einen wahren Eifersuchtsfanatismus verfolgte, die Farbe von dem fahlsten Aschgrau bis in das bläuliche Roth leidenschaftlichster Erregung gewechselt. Als die Vorleserin geendet, war er wieder bleich wie ein Vampyr. Seine mit leichtem Schaum bedeckte Lippe zuckte wie im Fieber, der Blick irrte, die Gefeierte meidend, unstät umher, bis er dem forschenden Auge der Prévot begegnete.

„Prächtig! prächtig!" — rief Marianna, als sie mit der Vorlesung zu Ende, und tanzte, das Blatt wie eine Trophäe über dem schönen Kopf empor haltend, im Saale herum. Dann las sie es, die abwehrenden Bitten der Pelissier nicht beachtend, noch einmal den später Angekommen vor.

„Mir scheint, die kleine Schlange weiß, was Sie Ihnen anthut" — flüsterte Mademoiselle Prévot in Dumoulin's

---

*) Eine möglichst wortgetreue Uebertragung der vielleicht bekannten Strophen auf Madame Pelissier als Sirene: O Pelissier flatteuse rene etc.

Ohr. — „Wenn das nicht Verabredung zwischen Beiden ist, so will ich meine gesunden fünf Sinne abschwören.“

„Zertreten wir ihr den Kopf“ — knirschte Dumoulin in der Aufwallung sich überstürzenden Jähzornes. — „Ich beuge mich Ihrem Scharfblick und Ihrem Willen.“

Die Tänzerin nickte befriedigt und begab sich dann, einer möglichen Reue ihres Bundesgenossen vorbeugend, mit raschen Schritten nach dem Gros der Versammlung.

„Ich denke nur“ — sagte die Prévot Mariannen leise auf die Schulter klopfend — „unsere kleine Camargo hat an den hübschen Versen, die vorzulesen sie gar nicht müde wird, eine Autorfreude.“

„Warum nicht gar!“ — lachte die junge Elevin hell auf. — „Kopf und Füße sind zwei Extreme, die sich nimmermehr berühren.“

„Also halten Sie sich doch für eine Dichterin, die mit den Füßen ihre poetischen Gedanken niederschreibt“ — bemerkte die Lehrerin gereizt.

„Ich strebe nach unserer Aller Ziel“ — sprach Mademoiselle Camargo in so feierlich ernster Haltung, daß dem witzelnden Humor die Spitze abgebrochen war.

Da gab Blondy das Zeichen zum Beginn der Balletprobe. Die Reihen ordneten sich, Mademoiselle Prévot gab den ersten Violinisten ein mitgebrachtes Notenblatt.

„Liebes thörichtes Kind“ — sprach Madame Pelissier im Vorübergehen in Mariannens Ohr — „ich fürchte, du hast dir und mir einen schlimmen Streich mit dieser Verslektüre gespielt. Sei ja heut Abend auf deiner Hut.“

„Was können sie mir anhaben?“ — dachte Marianne — „und wie sollten sie, da ich Niemandem im Wege stehe?“ —

Der dämonische Tanz, welcher dem Erscheinen des sturmerregenden Höllengeistes vorangeht, war vorüber. Der Violinist gab das Zeichen zum dritten Entrée, welches David Dumoulin als Höllenfürst zu tanzen hatte.

„Dumoulin war heute nicht recht disponirt“ — sagte die Prévot vortretend. — „Er will seine Kraft für den Abend aufsparen. Legen Sie doch das hübsche kleine Pas bacchantique hier einmal ein, liebe Camargo; die ersten Takte stimmen mit Dumoulin's Entrée. Da hören Sie? Noch einmal bitte ich anzufangen, Herr Mauvaischamp; ich habe ihm die Noten für das Pas bachantique ja mitgebracht.“

Marianne tanzte dieses wilde Pas nicht gern, doch gehorchte sie willig, worauf die Balletprobe ohne weitere Störung verlief.

„Machen Sie mir diesen Abend Ehre“ — hatte die Prévot beim Auseinandergehen ihrer jungen Elevin noch zugerufen, ohne daß Marianne auf diese allgemeine Bemerkung besonderes Gewicht gelegt.

Die Abendvorstellung hatte also im gedrängt vollen Saale, und zwar vor einer ungewöhnlich glänzenden Versammlung begonnen. Es war eine sternenfunkelnde Nacht und zugleich ein sonnenheller Tag voll Purpurpracht so mancher auf- oder untergehenden Sonne; ein Tag voll schimmernder Farben, leuchtender Blicke, blitzender Ge-

danken. Es war ein Spiel flammender Verheißung bei innerlich kalter Abwehr und war ein Spiel kalter Scheinabwehr bei innerer Glut der Leidenschaft, die in das Civilisationsbett kluger Berechnung gedämmt wurde, ach, es war die undankbare Verneinung der Natur, die von der Natur doch Farbe und Leben lieh, was dieser Zusammenwirkung von Publikum und Künstlern einen so pikanten, obgleich unechten Reiz verlieh.

Die Königin, welche sich in der Erwartung erneuerter Mutterfreuden befand, fühlte sich ein wenig leidend und hatte den König also nicht begleitet. Der berüchtigste Frauenjäger seiner Zeit, der Herzog und nachherige Marschall von Richelieu, befand sich bei ihm und es schien, als leihe der junge Monarch den geistreich-frivolen Scherzen des raffinirten Lebemannes heute ein willigeres Ohr, als man sonst zu beachten Gelegenheit fand. Ludwig XV., um jene Zeit nach Heinrich VI. der populärste König auf französischem Throne, weil er Hoffnungen erregte, die zu einer gänzlichen Abweichung von der Regierungsgeschichte seiner Vorfahren sich aufgipfelten -- Ludwig XV. war keine imposante, doch eine herzgewinnende Erscheinung. Mit dem offenen, Vertrauen erweckenden Blick seines großen blauen Auges, dessen Feuer von schönen ungewöhnlich starken Wimpern gedämpft wurde, gewann er alle Herzen. Ein merkwürdiges Gemisch von beinahe kindlicher Unbefangenheit und träumerischem Ernst, der nach Stunden schwelgerischer Tafelfreuden oder bei anhaltendem Spiel leicht in einen Anflug von Schwermuth überging, gab den sanften Zügen des jungen Königs

einen pikanten, das Interesse des Denkers anregenden Ausdruck. Das in seinen Anlagen sehr befähigte, dabei aber häufig kränkelnde Kind war von dem unfähigen Marschall von Villeroi, seinem Erzieher, vielleicht auch nicht ganz ohne Schuld des Cardinals Fleury, seines Lehrers, ungemein vernachlässigt worden. Jetzt waren allerdings die mathematischen Studien — für welche Wissenschaft der junge König schon als Kind eine große Vorliebe gezeigt — beinahe der einzige Ernst seines geschäftlichen Lebens. Die Regententugend Ludwig XV. war also im Grunde nur eine negative, er fühlte eine Abneigung gegen die Laster seiner Vorfahren. Gegen die ihm anerzogene Trägheit des Geistes, welche von dem schüchternen unselbstständigen Jüngling die Brücke zum frömmelnden Mann schlug, konnte der junge Monarch nicht mit jener Willensbeharrlichkeit ankämpfen, wie es hätte geschehen müssen, um eines Theils Versäumtes nachzuholen, andern Theils aber die Festungsmauer höfischer Hindernisse zu durchbrechen. Es war der ungleiche Kampf so Vieler gegen Einen und Eines gegen Hunderte, den Ludwig XV. bisher mit mehr Energie bestanden, als von ihm zu erwarten gewesen. Jetzt fing er bereits an zu ermüden, doch war sein Wille noch ungebrochen. Eine geistig bedeutendere Frau als die auch äußerlich schon sehr gealterte Königin hätte vielleicht sich den Gemahl und Frankreich seinen Monarchen noch retten können, denn er liebte sie als Mutter seiner vier Kinder noch herzlich und stellte sie hoch in dieser Würde.

In der Umgebung der Marschallin von Villars sah man

heute die bedeutendsten Frauen der höheren Pariser Gesellschaft. Voran die durch ihre Beziehung zu Voltaire so berühmt gewordene Marquise von Chatelet, trotz ihrer blühenden Jugend — sie zählte damals vier und zwanzig Jahre — eine nach Jeanne Baptist Rousseau's Beschreibung magere unschöne Erscheinung, deren pedantische Gelehrsamkeit eine unerquickliche Atmosphäre trockenen Ernstes um sie zog, war doch ihr Name der Brennpunkt des höheren schöngeistigen Lebens. Schon als Kind übersetzte das kleine Fräulein von Breteuil den Virgil, sie war des Lateinischen, Italienischen und Englischen ganz mächtig. Der Marquis von Chatelet-Lomont, an den sie in ihrem funfzehnten Jahre verheirathet wurde, war so gefällig, sie bald zur außerordentlich reichen Witwe zu machen. Sie widmete sich nun ganz den Modestudien jener Zeit, der Astronomie, Physik und Chemie, übersetzte auch, weniger vielleicht aus Neigung als um den Geschmack ihrer Zeit genug zu thun, Locke und Newton und behauptete sich wie gesagt mit Aufopferung jener Bequemlichkeit des Geistes, die den König so ganz beherrschte, in der Atmosphäre philosophisch wissenschaftlichen Treibens. Ihr Salon war nur den ernstesten Denkern der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts geöffnet und ihre Besitzung von Cirey, die Voltaire theilweise mit ihr bewohnte, war der Versammlungsort aller Philosophen, die in Verwirklichung der englischen Ideen das Heil der Welt anstrebten. Die heitern dem Geschmacke und der Kunst, den geistreichen Witzplänkereien und genialer Schöngeisterei geöffneten Kreise waren aber einstimmig der

Meinung, daß die Langeweile in Cirey wie in den Salons der Marquise von Chatelet in Paris die herrschende Gottheit sei. Man nannte sie ganz im Stillen neben der lauten Bewunderung, die man ihr zollte, eine trockene Egoistin mit unbezwinglichem Drange, der Berühmtheit sich werth zu zeigen, welche Voltaire durch seine Verse als dem Mittelpunkt der encyklopädischen Schule ihr verschafft.

Entfernter von der Marschallin und der Herzogin von Maine, deren Einfluß auf den König durch deren beiderseitige Neigung zur Mathematik erklärt war, saß die Vertraute der Herzogin von Berry, die berühmte und theilweise berüchtigte Frau von Tencin. Die damals schon fünfzigjährige Frau mit der verbogenen Taille — die sie oft scherzweise den Circonflex ihres Nonnenstandes nannte — war die Vertreterin der gemäßigten, der kalten etwas engherzig vorsichtigen Philosophie Fontenelle's. Die ehemalige Nonne von Montfleury, die sich mit Energie in eine Kanonissin vom Stifte Neuville zu verwandeln gewußt, war eine der seltensten Frauen ihrer Zeit. Unter ihren zahlreichen Schriften hat das bei seinem Erscheinen so sehr verkannte und so stürmischen Angriffen unterworfene Buch über den „Geist der Gesetze“ als ein kühnes Denkmal seltenen Frauenmuthes seine Verfasserin überlebt. Sie war eine eifrige Beschützerin des Law'schen Systems, verschmähte es aber in wahrem Frauenstolz, sich durch dasselbe zu bereichern. Sie war Law's persönliche Freundin, ohne je eine Aktie in die Hand zu nehmen. Man nannte sie eine Zeit lang die Geliebte des Regenten, obgleich Andere das

noch in Zweifel stellen, dann die Geliebte Dubois, die Mutter d'Alembert's, und erzählte sich überhaupt viel von ihrer stürmischen Jugend. Allein man war auch einstimmig der Meinung, daß die einzige wahre Leidenschaft ihres ganzen Lebens die Geschwisterliebe gewesen. Claudine Alexandrine von Tencin — immer Frau von Tencin genannt — machte aus dem allerdings sehr befähigten Abbé von Tencin einen Erzbischof von Lyon und Cardinal. Die Bekehrung Law's, der den Titel eines Generalcontroleurs nur als Katholik führen konnte, war der erste Schritt zu der kirchlichen Macht des jungen Tencin.

Das dritte und zwar das politisch-revolutionärste Element der damaligen Gesellschaft, aus dessen Kreise die Bastille in den nächstfolgenden Jahren so manches Opfer forderte, war durch Marie Therese Rodet von Geoffrin vertreten. Die graziöse liebenswürd ge Dreißigerin gehörte der Crême der Gesellschaft nicht an, aber sie, die Tochter des Kammerdieners der Dauphine, eines von den Missisippiern der Straße Quincampoir, die einen Großbürger mit dem Titel als Oberstlieutnant der Miliz geheirathet hatte, sie wußte sich in der socialen Stellung einer Koryphäe geistigen Wettkampfes zu behaupten, trotz der mannichfachen Witzeleien der zuvor genannten tonangebenden Salons. Eine entschiedene Neigung zu den Wissenschaften, noch mehr aber zu jenem freimüthig geistvollen Geplauder, das die öffentlichen Uebelstände mit der Diogeneslaterne der Lächerlichkeit beleuchtet, öffnete ihren Salon Allen, die mit gewandter Rede, mit einsichtvoller Kenntniß der kranken Zu-

stände über deren Heilung zu sprechen sich befähigt erwiesen. Namentlich waren es die hilfsbedürftigen Schriftsteller, für welche in dem Salon der Frau von Geoffrin, nächst immer bereitwilliger Unterstützung, auch eine Quelle heiterer Zukunft sich eröffnete. Die einflußreichen Männer, welche die großen Diners zweimal in der Woche, die unvergleichlichen, nach den sublimsten Regeln der Gastronomie von der Wirthin arrangirten Soupers beim Glanze von Hunderten von Kerzen, die sich in den Krystallen der funkelnden Becher vervielfältigten, nicht missen mochten, vergalten durch großmüthige Protektionen der armen Literaten die Fundgrube der reichen Tafelfreuden im Geoffrin'schen Hause. Die im Grunde anspruchlose Frau von Geoffrin, die allerdings den gelehrten Frauen ihrer Zeit nicht zuzuzählen war, hatte jedoch ein außerordentliches Talent gut zu erzählen. Sie verstand ferner die taktvolle Kunst, jedem ihrer Gäste Gelegenheit zu geben, das Licht, in welchem seine geistige Befähigung am stärksten leuchtete, zu allgemeiner Geltung zu bringen. Von ihren Reisen in Deutschland und Polen erfuhr man nur, wenn sie dadurch irgend wen — was sie überhaupt liebte — sich verpflichten oder ihm Gelegenheit bieten konnte, die Erfahrungen der eigenen Reisen zu besprechen. Den Encyklopädisten war der anmuthige Salon der Frau von Geoffrin bald ein Gegenstand des Spottes, bald ein willkommner Schauplatz für ihre kühnsten Klopffechtereien. Die harmlose Wirthin begriff diese Richtung nicht, sie liebte auch die religiösen Spitzfindigkeiten der Voltaire'schen Schule keineswegs, doch

hörte sie sie lächelnd an, weil sie eben ein Kind ihrer Zeit war, das sich lachenden Muthes in das Chaos ziehen ließ, aus welchem der Untergang alles Bestehenden zu prophezeien selbst dem Leichtsinn nicht schwer sein konnte.

Herr von Lavrillière, der später so gefürchtete Mann des eisernen Schlüssel, der berühmte Austheiler der Lettres-de-cachet, stand hinter dem Sessel der Frau von Geoffrin. Was die Goldquellen des reichsten Missisippiers in Paris, was die spekulative und spekulirende Schönheit der Frau von Lavrillière nun schon seit zehn Jahren vergeblich angestrebt: die Ehre, Sr. Majestät beim Lever das Hemd reichen zu dürfen*) — ohne Herzog war das Lever des Königs niemals — das wollte er nun auf dem Wege der Spionage versuchen. Der Salon der Frau von Geoffrin schien ihm ein ganz geeigneter Boden für seine Pläne und — der Herzog von Chesvres hatte ihn ja schon in diesen Tagen als Lehrer des Billardspiels und äußerst gewandten Ballspieler bei dem Könige eingeführt. Wahrscheinlich wäre diese Einführung unterblieben, wenn der Günstling des jungen Königs eine Ahnung hätte haben können, welch' eine Nebenbuhlerschaft in diesem Herrn von Lavrillière sich vorbereitete. Im letzten Jahrzehnt

---

*) Diese Ehre war immer den Vornehmsten unter den beim Lever Anwesenden vorbehalten. War irgend ein Herzog eben im Begriff, es dem Könige über den Kopf zu stürzen, und ein Prinz von Geblüt trat ein, so blieb der König noch so lange ohne Hemd, bis der Herzog es dem Prinzen übergeben. Frau von Campen erzählt, daß Marie Antoinette bei so manchem Lever erst aus der dritten oder vierten Hand das sehnlichst erwartete Hemd erhalten.

seines Lebens erlaubte Ludwig XV. diesem Souverain der Bastille das brüderliche Du.

Das dritte Entrée des Ballets hatte so eben durch den Tanz der Luftdämonen begonnen. Es war ein Schweben und Leben, ein Wehen und Säuseln auf den Tonwellen, die den nahenden Sturm verkündeten, wie in dem belebten Raume, der die einzige Welt der Geltung war für alle diese schönen Geschöpfe, die Töchter der Luft, wie sie so geistreich zweideutig genannt wurden. O die Aermsten, die sich einer auf unterhöhltem Boden einher schreitenden Kunst geweiht! —

Der schallende Applaus machte wiederum der erwartenden Stille Platz, die duftigen Luftdämonen waren in ihre Reihen zurückgetreten.

„Aber beim Barte des Herkules!" — vermaß sich Herr von Lavrillière, zu Frau von Geoffrin herabgebeugt — „da ist ganz sicher etwas auf der Bühne nicht in Ordnung. Der Violionist spielt die ersten Takte des Teufels-Entrée schon zum zweiten Male und die Bühne bleibt noch immer leer."

„Kaum glaublich!" — meinte Frau von Geoffrin, ihren Fächer mit koketter Grazie zusammenschlagend. — „Auf leerer Bühne steht, wie der Herr Herzog de la Vallière mir noch vor einigen Tagen versicherte, die Ausstoßung des Schuldigen von der Truppe."

„Was tausend ist denn das" — rief Herr von Lavrillière, über alle Maßen verwundert — „der schöne Günstling der Frau Marschallin von Villars ist ja auf

der Bühne. Was ist das nur? — Dumoulin sollte doch jetzt das Teufels-Entrée tanzen."

„Aber wie unbeschreiblich reizend ist doch die kleine Camargo!" — sprach Frau von Geoffrin wieder dazwischen. — „Welch' eine Anmuth, welch' ein Adel in ihrer ganzen Erscheinung. Diesem wahrhaft klassischen Kopfe sieht man, möchte ich behaupten, das volle Gepräge der Züge an, welche die Maske uns verdeckt. Die Frau Marschallin hat bei Gott! Recht, sie ist ein ideales Wesen."

„Die Musik hört ja ganz und gar auf und die Camargo tanzt dennoch fort" — wunderte sich der Herzog-Aspirant so überlaut, daß Frau von Geoffrin ihren Finger auf den lächelnden Mund drückte und schelmisch zu Herrn von Lavrillière aufsah.

„Süperb, einzig, hinreißend!" — rief es aber jetzt von allen Seiten des Saales und ein Beifallssturm brach über die fast erschrockene Tänzerin los.

Was Mademoiselle Prévot ihrer jungen Elevin zum Verderben vorbereitet, das schlug, wie das der boshaften Intrigue so oft geschieht, zum Emporkommen der Unterdrückten aus. Mit Dumoulin hatte sie verabredet, daß er unter irgend einem Vorwand — den vertreten zu wollen, sie sich hoch und theuer vermaß — sein Entrée zu tanzen sich weigern müsse. Der Violinist, den sie als ihr Geschöpf kannte, war, in das Vertrauen der Intrigue gezogen, darauf angewiesen, sich einer Unachtsamkeit zeihen zu lassen, die ihm, wie die Prévot versicherte, später zu

gute kommen werde. Marianna sollte nämlich nach Verlauf des Entrées überredet werden, es sei ihr schon in der Probe angezeigt worden, daß sie statt Dumoulin's Teufelsentrée ihr einstudirtes Pas bacchantique zu tanzen habe. Daß die Prévot es ihr schon habe tanzen lassen, daß sie ihr ferner gesagt: Herr Mauvaischamp hat die Noten, dafür hatte die Prévot so viel Zeugen, als Mitwirkende im Ballet waren. Das Hinzufügen der wenigen Worte: Sie tanzen das Pas heut Abend — war kein Hexenstreich freier Erfindung und war es um so weniger, als die einflußreiche Lehrerin der armen Marianna zu widerlegen ein Unternehmen war, dem sich Niemand so leicht gewachsen fühlte. Jetzt sollte, da Mademoiselle Camargo auf die ersten Takte der Violine — die wie schon erwähnt für Dumoulin's Entrée und das Pas bacchantique gleichmäßig lauteten — nicht auf der Bühne erschienen war, die erste Frage dahin gestellt werden, warum sie ihr Pas nicht begonnen, da doch in der Probe die Verabredung dahin getroffen worden sei. Herr Mauvaischamp, der angewiesen war, nicht das Pas bacchantique, sondern das gewöhnliche Entrée Dumoulin's unbehindert fortzuspielen, sei dadurch irre geleitet worden und habe geglaubt, Dumoulin, der einige Takte später als die Tänzerin des Pas bacchantique zu erscheinen habe, müsse sich um Einiges verspätet haben. Daher die Wiederholung der ersten Takte. Wäre indeß die junge Elevin auf der Bühne, wie sie gesollt, erschienen, so würde der Violinist ohne allen Zweifel an den verabredeten Noten-

wechsel erinnert worden sein, und das schlimmste Vergehen bei der königlichen Akademie der Musik: eine Lücke in der Darstellung — wäre dem Ballet erspart geblieben.

Marianna — ohne alle Ahnung von dieser Intrigue ihrer Lehrerin — hörte die ersten Takte von Dumoulin's Entrée, ohne ihn selbst zu sehen. Zitternd vor Angst über den Makel, der durch die leere Bühne ihrer Kunst im Angesicht des Königs angethan wurde, kommen ihr die Worte der Pelissier: „Sei diesen Abend auf deiner Hut" — wieder in das Gedächtniß. Der Boden, der ihr ein geheiligter dünkte, brannte unter ihren Füßen — durfte sie ihn entweihen lassen? — Mit dem Muthe einer Priesterin — auch trug sie ja schon das Costüm des in dem Ballette der Elemente merkwürdig genug vorkommenden Vestalinnentanzes — mit dem Muthe einer Priesterin, die sich im Tempeldienst dem Untergange weiht, schwingt sich die junge Elevin aus der Reihe des gleich nach Dumoulin's Solopartie auftretenden Vestalinnenchors auf das Centrum der Bühne und tanzt von der ihr unbekannten Musik weder unterstützt noch beirrt ein Pas de Caprice, das alle Zuschauer mit einem wahren Fanatismus des Entzückens erfüllt. *) Der in das Complot gezogene Mauvaischamp wird durch den Beifall des höchsten Auditoriums, das nur in diesem Saale sich zusammenfinden konnte, verwirrt und über den Ausgang von Mademoiselle Prévot's Kabale ein wenig geängstigt. Er hält

---

*) Thatsache.

es für unmöglich, seiner Instruktion gemäß die für die Tänzerin nicht verwendbare Musik länger fortzusetzen und glaubt natürlich schweigend seiner Gönnerin besser zu dienen, als wenn er, was Anfangs ihm räthlich schien, in die Passagen des Pas bacchantique einmodulirte.

Doch Mademoiselle Camargo scheint das Verstummen der Musik kaum zu gewahren. Die Ereignisse der letzten Tage kehren in ihr Gedächtniß zurück und entfalten alle schlummernden Blüten ihrer Phantasie. Sie weiß den König im Saale, sie glaubt die Marschallin Villars wie eine schützende Mutter in ihrer Nähe — es weint und jubelt in ihrer Seele und alle gute Genien der Kunst schweben herbei und weihen das liebliche schuldlose Wesen mit ihrem heiligsten Kusse, mit ihrem süßesten Zauber.

Als Marianna so eigentlich erst wieder zum Bewußtsein der nüchternen Wirklichkeit und ihres gewagten Beginnens kam, befand sie sich in ihrem Ankleidecabinet, wohin Madame Pelissier nach immer wieder erneuetem Beifallssturm das zur Ohnmacht erschöpfte und vor innerer Aufregung in Thränen ausbrechende Mädchen gebracht. Eben erschien auch Mademoiselle Prévot von Herrn Grüer gefolgt zwischen den Falten der Portière, welche den kleinen Raum von dem Ankleidezimmer der Koryphäen absonderte; Marianna sah, das Gewitter war im Anzuge.

Die Prévot hatte ihre Intrigue auf das durch Schuld der Camargo verursachte Leerbleiben der Bühne berechnet, denn diesen Gewaltstreich der jungen schüchternen Elevin voraus zu bedenken, war für eine so handwerksmäßige

Künstlerin wie die Prévot ganz unmöglich. Jetzt aber hatte sie zu ihrem Bundesgenossen das Recht des Paragraphen, den der Intendant der vorlauten Tänzerin citiren sollte. Grüer, der Mademoiselle Camargo persönlich und künstlerisch hochschätzte, mußte bei dieser Angelegenheit trotz dem eklatanten Erfolg, den Mariannens geniale Eigenmächtigkeit gehabt, doch um des Beispiels willen seiner Intendantenpflicht genügen. Er verkündete dem gänzlich zu Boden geschmetterten Mädchen die Ausweisung aus der königlichen Akademie der Musik, stellte es ihr jedoch anheim, bei dem Herrn Herzog gegen die Vollziehung dieses Strafartikels einzukommen.

So verließ der Intendant das arme in Thränen zerfließende Mädchen.

Mademoiselle Prévot trat jetzt dicht an die Aermste heran. Sie durchbohrte sie mit Blicken des giftigsten, von dem Erfolge der letzten halben Stunde bis an die äußerste Grenze der Mäßigung anschwellenden Neides. „Mademoiselle kann bei dem Herrn Herzog gegen die Vollziehung der Gesetze, die er zu schützen hat, plaidiren" — sprach sie mit bebender, vor innerer Wuth fast versagender Stimme — „ich zweifle nicht, daß es ihr gelingen wird, von der verwirkten Strafe sich loszukaufen und die Kraft des Gesetzes zu entmannen."

Marianna schrie laut auf über diesen Mißton, der in ihr reines Seelenleben schrillte.

„Ja, Mademoiselle kann und wird es ohne Zweifel auch wollen" — fuhr die unerbittliche Tyrannin der

Balletelevinnen in ihrer herzlosen Philippika fort — „allein auch wir Vortänzerinnen der königlichen Akademie können, was wir wollen. Wir wollen aber keine abenteuernde Hetäre der Kunst unter uns dulden, die einzig, um von sich reden zu machen, alle Schranken des Anstandes, der Sitte, der Bühnengesetze zu durchbrechen sich nicht scheut. Mademoiselle wird zu der gesetzlichen Prüfung nur dann gelangen, wenn es keine Prévot mehr bei der königlichen Akademie giebt; doch wird der noble Beschützer, auf den sie es heute so gewiß als ich athme abgesehen, sie darüber trösten. Es tanzt sich auch bei der königlichen Truppe im Hotel de Bourgogne und die Concurrenz läßt sich dort leichter aushalten."

Madame Pelissier fing die bewußtlos zusammensinkende Marianna in ihren Armen auf und legte sie, da jedes Polster in dem kleinen Cabinete fehlte, auf den Teppich des Fußbodens. Dann schob sie die Prévot mit einigen nicht ganz collegialischen Beifallsbezeigungen nach dem Ausgange, rief eine Garderobière herbei und bettete mit deren Hülfe Mariannens Haupt auf das kleine Tabouret am Toilettentische. Dann schickte sie nach frischem Wasser und übergab, da sie sich nun bald auf der Bühne beschäftigt wußte, ihre immer noch ohnmächtige Freundin mit schwerem Herzen der Garderobière.

Mademoiselle Camargo erwachte zu einem Bewußtsein, das Schmerz in jedem Gedanken war. Wie eine Paria der Kunst gemahnte sie sich nach den Worten der Prévot. Das tief gebeugte Mädchen sah ihr Beginnen

jetzt in dem Lichte, mittelst dessen jene die rasche That des Augenblicks, der irgend einen Entschluß forderte, es ihr beleuchtet; in einem Lichte, das ihrer Meinung nach den König, die Marschallin, das ganze kunstrichtende Publikum mit Geringschätzung, ja mit Verachtung gegen sie erfüllen mußte. Die Bühne je wieder zu betreten schien ihr in dieser entsetzlichsten Stunde ihres Lebens ganz unmöglich. Sie dachte mit tiefer Wehmuth des kränkelnden Vaters, der häufig ohne Engagement auf ihre Unterstützung angewiesen war. Thränenlos, keines ermuthigenden Gedankens, keiner Tröstung von außen her zugänglich entkleidete sie sich schweigend und erst als die so tief Gedemüthigte in ihren Alltagskleidern vor der abgestreiften Hülle stand, in der sie die höchste Angst, dann ein süßes nervendurchschauerndes Entzücken und endlich wieder den vernichtendsten Schmerz ihres ganzen Lebens ausgekostet, da erst weinte sie die bittern Thränen eines Kindes, das von der unbarmherzigen Stiefmutter schuldlos bis auf das Blut gezüchtigt wurde.

Das Zeichen der Beendigung des Ballets weckte unsere Marianna aus ihrem trübseligen Hinbrüten. Sie trocknete rasch die Augen, hüllte sich in ihren Mantel und wollte wo möglich noch unbeachtet zum Ausgangscorridor gelangen.

Da hörte sie ihren Namen. Erschüttert, vernichtet fast vor diesem Klange, der vielleicht Gott weiß mit welchen Zufügungen heute im Publikum mochte genannt worden sein, blieb sie stehen und horchte zitternd wie Espenlaub nach dem Eingange. Stimmen näherten sich. Sie unterschied die des berühmten allvermögenden Blondy, dann nannte ihre gute

Pelissier den Namen — ach, ihrer Feindin, der sie doch nie ein Herzeleid zugefügt. Einen andern Ausgang aus diesem Cabinet als durch das große Ankleidezimmer, das nun jeden Augenblick sich füllen konnte, gab es aber nicht, und so waffnete sich denn die arme Camargo mit dem möglichst kühnsten Muth ihres guten Gewissens.

Als sie die Portière zurückschlug, flog Madame Pelissier auf sie zu, ergriff ihre Hand und zog das ängstlich widerstrebende Mädchen mit der nicht ganz sanften Ueberlegenheit der Stärkeren sich nach, durch das allmälig sich füllende Ankleidezimmer in einen kleinen, den Coulissen- und Foyerbesuchern unzugänglichen Salon des Intendanten. Hier fand sie denn auch den Intendanten Grüer und Blondy, wie es schien, ihrer wartend. Marianna verging fast vor Scham und Wehmuth im Angesicht dieser Männer. Sie wäre vielleicht nochmals unter der Last ihrer erdrückenden Gefühle zusammengebrochen, hätte nicht die Freundin sie stützend zu dem Sessel geführt, den Blondy ihr zurecht gerückt.

„O Mademoiselle" — sprach der Neffe des berühmten Beauchamp mit einem stolzen, doch zugleich ermuthigenden Lächeln — „wir Künstler müssen die Dornen, die uns auf unserer Laufbahn wund ritzen, muthig mit dem Fuße niedertreten. Achten Sie Ihren Genius hoch genug, um der Niedrigkeit ungebeugt die Stirn zu bieten."

Der armen Tänzerin war, als höre sie die Stimme eines Engels in der Wüste. Sie wagte jetzt erst auf- und den beiden Männern in das Auge zu schauen — sie begegnete den Blicken achtungsvollen Wohlwollens. Träumte sie denn?

„Als ich in den Wagen stieg, hierher zu fahren“ — sprach Blondy weiter — „übergab man mir dieses Schreiben von Ihro Gnaden der Frau Marschallin von Villars. Mademoiselle“ — fuhr der Tänzer jetzt mit gehobenerem Ernst in seiner Rede fort — „ich weiß nicht, ob Sie in meiner Seele die Ehre genug würdigen können, die mir von der Frau Marschallin durch diese Zeilen hier angethan worden ist; ich bitte lesen Sie.“

Marianna nahm das Blatt, entfaltete es mit zitternder Hand und las:

„Mein Herr!

„Vielerlei wohlerwogene Gründe lassen mich für Mademoiselle Camargo, meinen lieben Schützling, einen andern „Lehrer, als Mademoiselle Prévot, wünschen. Ich übergebe sie mit dem Ersuchen, die junge Elevin zu baldiger „Prüfung zu befördern, Ihnen, mein lieber Blondy, Ihnen, „dem Ehrenmann, dem guten und braven Künstler, dem „Mann von Charakter und Willenskraft, übergebe ich, ihre „mütterliche Beschützerin, das edle, schuldlose und tugendhafte Wesen. Bilden Sie in dem talentvollen Mädchen „sich eine dankbare Schülerin und Collegin heran, wodurch „Sie dauernd verpflichten werden

die Marschallin von Villars.“

„O Gott, Gott! wie wird die edle hohe Frau in diesem Augenblicke von mir denken“ — rief Marianna nach Lesung dieser hochherzigen Zeilen in ihre frühere Trostlosigkeit zurückfallend. — „Welch’ ein Dämon hat mich doch in unseliger Stunde erfaßt, daß ich nun so elend werden mußte.“

Grüer trat zu dem verzagten Mädchen. „Sie haben, Mademoiselle" — nahm er das Wort — „von einer kecken Intrigue verleitet, gegen die Gesetze der königlichen Akademie der Musik, nicht aber gegen die Gesetze der Kunst und des Anstandes gesündigt. Von letzterer Sünde Mademoiselle könnte Ihnen kein Intendant, kein Publikum — ja selbst Gott und der König nicht Absolution ertheilen. Seien Sie überzeugt, meine beste Camargo, daß Ihr improvisirter Tanz dem Costüm, welches Sie trugen, nicht widersprach. Wollen wir die Priesterinen der Keuschheit überhaupt als tanzend uns denken, so hat ihre reine Phantasie Balon's Erfindung übertroffen. Was aber Ihr Vergehen gegen unser Kunstinstitut anlangt, so ist dasselbe unter Umständen verübt worden, welche meine Einmischung zu Ihren Gunsten, Mademoiselle, als eine Intendantenpflicht herausstellen. Mademoiselle Prévot stützt sich auf die allerdings vorliegende Thatsache, daß ihr ominöses Pas bacchantique früher schon einmal im Vestalinnencostüm als Vorläufer des Chores — gleichsam die Krähe unter den Schwänen symbolisirend — getanzt worden ist. Der Contrast zwischen diesem Tanz und dem Costüm mag einen recht pikanten Reiz für das Publikum abgegeben haben, das glaube ich gern. Nur unter meiner Regie sollen derartige Leckerbissen nicht aufkommen. Ich habe Rücksprache mit Herrn Mauvaischamp genommen, sehe ganz klar in der Sache und würde in dieser Angelegenheit, wenn der Herr Herzog Sie nicht geschützt, das Ohr Sr. Majestät in Anspruch genommen haben. Das ist jedoch unnöthig, da mir in diesem Augenblicke von

Seiten des Herrn Herzogs der Befehl zugegangen, Sie, Mademoiselle, keinerlei Unannehmlichkeiten über das Geschehene erleiden zu lassen. Sie werden im Gegentheil auf den Wunsch der Frau Herzogin von Berry das Entrée der Liebe im Ballet der Sinne nächsten Dienstag tanzen und Ihre Prüfung kann vorgenommen werden, sobald es Herrn Blondy thunlich erscheint."

„Aber wer in aller Welt wird denn die Prévot halten oder aufheben, wenn der Herr Herzog sie fallen läßt?" — rief die immer witzige Madame Pelissier, das stumme Entzücken ihrer jungen Collegin auf burschikos-sinnliche Weise durchschneidend. — „Das wäre mir ja für den Traum schon eine viel zu kostbare Idee gewesen."

„Der Herr Herzog hat eine langwierige diplomatische Sendung nach Wien erhalten und angenommen" — erklärte Grüer lächelnd. — „Die Mademoiselle Camargo betreffende Verordnung ist seine letzte Pflichterfüllung als Grandchef der königlichen Akademie."

„Und Mademoiselle Prévotwill, wie ich vorhin im Foyer hörte, ihr Pensionsgesuch schon morgen einreichen" — fügte Blondy hinzu. — „Die Sache scheint überraschend schnell gekommen oder sehr geheim gehalten worden zu sein. Als ich ihr vor Beginn des Ballets den Brief der Frau Marschallin zeigte, vermaß sie sich noch hoch und theuer, daß gegen diesen Eingriff in ihre Rechte der Herr Herzog sie schützen werde."

„Sie kann ja mit nach Wien gehen und die Federn für die diplomatischen Depeschen schneiden" — lachte die

Pelissier, nach der Thür hin Rübchen schabend. — „Für Schärfe der Messer brauchen dann die Herren kein Geld zum Schleifer zu tragen. Nun komm, Kleine. Mache dem Herrn Intendanten deine Reverenz, dann wollen wir ein wenig an das Soupiren denken."

Marianna mußte in der That wie aus einem Opiumtraume aufgerüttelt werden; Worte, ihre Empfindungen auszudrücken, fand sie nicht. Ein durch Freudenthränen strahlender Blick mußte der Dollmetscher ihres übervollen Herzens sein. „Mein ferneres Streben soll Ihnen danken!" — stammelte sie endlich, den Männern ihre beiden Hände reichend. Dann folgte sie der voran hüpfenden Freundin.

Es war an demselben Abend in dem klassisch gewordenen Café Procope eine noch zahlreichere Literatenklique, als gewöhnlich, versammelt, denn das Ereigniß im Palais-Royal machte mehr von sich reden, als die schüchterne Marie Anna Cüpis de Camargo sich träumen ließ. „Der Sicilianer Franz Procope, erzählt ein Sittenschilderer jener Zeit, hatte auf dem Jahrmarkte St. Germain eine Wirthschaft eröffnet, die sich durch die gute Beschaffenheit des kürzlich in Frankreich bekannt gewordenen Kaffees empfahl. Im Jahre 1689 verlegte er sein Kaffeehaus in die Alte-Comödienstraße dem Theater gegenüber und es war immer außerordentlich zahlreich von dramatischen Dichtern, Schriftstellern und vornehmen Leuten besucht.

„In dem Café Procope wurden die Cabalen angezettelt, die Epigramme geschmiedet, die Urtheile über die neuen Bühnenstücke festgestellt. Das Café Procope war

eine wahre Zeitung von Paris und zwar die geistreichste, unterhaltendste und frischeste, die es je gegeben hat.

„In dem Café Procope summte Jean Baptiste Rousseau die Liedchen, die ihm so verderblich wurden; Lamothe und Voltaire stritten sich mit einander; der Philosoph Rousseau erklärte, seine Stücke wären sein größtes Verdienst; Piron sprach halblaut Verse, die sein Andenken entehrt haben; der glänzende Chevalier von Saint Georges gab den Gelehrten Unterricht im Fechten. Von dem Café Procope aus richtete Dorat seine Liebesbotschaften an Mademoiselle Saunier; hier rühmte Marmontel Mademoiselle Clairon und hier versuchte der Marquis von Bièvre seine Calembourgs, während Duclos und Mercier ernste und ziemlich satyrische Sittenschilderungen entwarfen.“

Voltaire stürmte auch heute, von seinem bissigen Gegner, dem Zeitungsschreiber Fréron auf der Ferse gefolgt, in das Café Precope. Noch stand sein tägliches Getränk, ein Tasse Chokolade mit Kaffee, das sogar am Abend vor dem Souper sein Recht verlangte, nicht auf dem gewohnten Platze des Philosophen, als auch schon Palissot und gleich darauf Lamothe mit einer wahren Triumphsalve im Gesicht auf Voltaire zustürmten. Fréron und Piron standen von fern und ein noch mit der Puppe spielendes Kind hätte aus ihren Mienen den Text zu der Musik, die sie mit höhnischen Blicken auf Voltaire einander in die Ohren sangen, ablesen können.

„Nun wie ist es, großer Menschenkenner und Dramendichter“ — wandte sich Lamothe mit der gewohnten Neckerei an Voltaire — „bleibt Ihre arkadische Olympierin,

Ihre unvergleichliche einzige Salé nach dem heutigen Abend immer noch die Einzige, Unerreichbare?" —

„Gestehen Sie wenigstens, daß es der Unnachahmlichen von heute ab an würdiger Emulation nicht fehlen wird"— lachte Palissot, der stille Verehrer Mariannens mit unverhehlter Schadenfreude vor sich hin. — „Die Hand auf das Herz, Voltaire, ist die Camargo auch diesen Abend noch in Ihren Augen der kleine Trabant des großen Planeten Salé!?" —

„Geben Sie sich nur gefangen, Voltaire" — sprach Lamothe dazwischen. — „Wir wollen ja gern Bittschreiben an Ihro Hoheit von Terpsichore's Gnaden Mademoiselle Camargo, die Originelle, Ihretwegen abfassen. Edelmännische Haft — —"

„Die Originelle!" — rief Voltaire aufspringend und mit vergnügtem Händereiben in dem kleinen Salon auf- und abgehend. — „Feder und Tinte! ich hab's wahrhaftig und mache Euch den Spaß, zu zeigen, wie wir einmal einig und doch wiederum uneinig, also sogar in der Inconsequenz uns nicht untreu sind."

Palissot brachte dem unwandelbaren Verehrer der lieblichen Salé das Gewünschte und Voltaire schrieb die bekannten Strophen an Mesdemoiselles Camargo und Salé vor den Augen der über seine Schulter blickenden Kampfesgenossen nieder:

Ah! Camargo, que vous êtes brillante,
Mai que Sallé, grands dieux, est ravisante!
Que vos pas sont légers! et que les siens sont doux!
Elle est inimitable, et vous êtes nouvelle;

Les nymphes sautent comme vous,
Mais les grâces dansent comme elle.

Mademoiselle Petit-Pas oder wie man sie — vielleicht in Vorahnung ihrer spanischen Kunstgenossin, die nur die Buchstaben versetzt zu haben scheint — häufig geschrieben findet — Mademoiselle Petitpa gab ein doppelsinniges Collegensouper mit obligatem Champagner und hochgefeiertem Vin d'Aï. Im Verlauf der zwei bis drei Monate, welche seit jenem für die Camargo so merkwürdigen Abend verstrichen sind, ist so Mancherlei geschehen, was mit diesem Feste in Verbindung steht. Erstens ist Marianna's Prüfung als Vortänzerin mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt worden, das verlangt eine collegialische Feier. Dann war unserer Thisbe eine kleine Erbschaft zugefallen, die sie in den Stand gesetzt hatte, ihre Schulden zu bezahlen, um wieder Platz für neue zu gewinnen, vor allen Dingen aber, um sich von dem Herzog von Epernon frei zu machen. Dieses Glück neugewonnener Unabhängigkeit, diese goldene Freiheit, die sich zwar nichtsdestoweniger nach neuen, aber wohlverstanden nach selbst gewählten Fesseln sehnte, mußte ebenfalls gefeiert werden; und endlich — es wäre ja doch eine Schande gewesen, wenn von der kleinen Gehaltserhöhung, welche Herr Grüer bewilligt, nicht ein paar Monate zu einem fröhlichen Abend im Kreise der Collegen hätten springen müssen.

Diesmal hatte sogar Marianna ihre Gegenwart bei dem kleinen Souper nicht verweigern dürfen, denn dir zu Ehren,

versicherte Jeanne treuherzig, ist es ja hauptsächlich veranstaltet. Dem Versprechen der Gastgeberin gemäß befand sich jedoch bei dem hübschen Collegensouper kein fremdes, die jungfräulich schüchterne Camargo störendes Element. Der einzige Fremde war ein außerhalb Paris garnisonirender Capitain, eine ehrliche treue Haut, der eine mehr väterliche als galante Neigung zu der Tänzerin zu haben schien. Er hatte Mademoiselle Petit-Pas einst auf öffentlicher Promenade im Garten des Palais-Royal mit chevaleresker Achtung gegen den plumpen Ausfall einiger hochfahrender Damen vom Orden des unangefochtenen Tugendbundes geschützt; das hatte die Tänzerin zu wärmster Dankbarkeit gegen den Capitain Lionais verpflichtet. So oft er nun nach Paris kam, besuchte er sie, und so oft er sie besuchte, mußte er mit ihr soupiren, das nannte sie ihr Pariser Anrecht.

Der Zufall hatte das auch heute so gefügt und Jeanne wäre, wie sie dem Capitain lachend versicherte, eine Undankbare gewesen, wenn sie den Zufall nicht beim Schopfe gefaßt hätte, da er bekanntlich gefaßt sein wolle.

Das Souper, welches wie alle Künstlersoupers in der Welt, lachend, neckend, geistreiche Scherzraketen zwischen den schäumenden Champagner schleudernd, verlaufen war, näherte sich seinem Ende. Das Dessert war bereits aufgetragen und nun machte sich erst die Abwesenheit Pierre Sanclot's — den ein plötzlich überkommenes Augenübel von seinem Dienste entband — überaus fühlbar. Schon lange hatte Capitain Lionais, Jeanne's Tischnachbar, mit

ihrem hausmütterlichen Interesse für einen Livréehelden seine schöne Wirthin und zwar nicht ganz unverdienterweise geneckt. Denn Pierre würde bei weitem graziöser servirt, Pierre würde mit viel gewandterem Handgriff die Champagnerpfropfen haben springen lassen, Pierre würde alle geräuschvollen Mängel der Bedienung in geräuschlose Unübertrefflichkeiten verwandelt haben.

„Aber sacré Dieu de France" — platzte der Capitain endlich halb ärgerlich, halb neugierig auf das Domestikenwunder heraus — „wo war denn der Bursche, als ich diesen Vormittag Mademoiselle meinen Besuch machte? — Schon im Lazarethe, wie?" —

„Bewahre" — kopfschüttelte Thisbe — „mit einer diplomatischen Sendung an den Herrn Intendanten betraut."

„Tausend Bomben und Granaten" — lachte der Capitain hell auf — „das ist ja ein Genie ohne Gleichen, aber eines in goldberänderter Zuckerdevise. Ist vielleicht auf dem diplomatischen Gange in Zugluft gekommen und hat nun Zahn-, Kopf- oder anderes Weh wie ein Salonpüppchen. Der Kerl sollte mir in der Kaserne ohne Doktor gesund werden, und wenn ich Mademoiselle einen Vorschlag machen dürfte — —"

„Da haben wir's" — brach die Petit-Pas vor Aerger erglühend dazwischen — „der Tölpel von Etiènne ruinirt mir den ganzen Desserttisch. Wie soll der auch mit dem Zerlegen der großen Eisblumenvase zurecht kommen. Ich versichere Sie, Capitain, der Pierre schneidet Ihnen jede Blume wie aus dem Ei geschält heraus und legt sie Ihnen

ganz unchiffonnirt auf den Teller. Wie hat uns der Mensch die Trüffelforellen servirt und vollends die Truthahnflügel au parmesan. Wenig hätte gefehlt, wir hätten sie mit Orangesauce verzehren müssen. Da sehen Sie nur, wie ungeschickt er die Waffelkörbe anfaßt — nein, es ist nicht auszuhalten — Louison — schnell, nimm dem Jean die Eissorbetière ab und schicke ihn zu Pierre hinan. Ich lasse ihn bitten, hörst du Louison, bitten, eine Binde um sein krankes Auge zu legen und nur auf eine halbe Stunde noch zu uns herab zu kommen. Die große Eisgirandole wäre ohne ihn gar nicht zu zerlegen und die Bisquitassietten würden ohne ihn mehr auf unsere Roben als auf unsere Teller entleert werden."

„Ist denn aber das Subject ein Prinz von Geblüt, daß ich Mademoiselle von Bitten muß sprechen hören, wo nur von Befehlen die Rede sein sollte?" — fragte Lionais, jetzt alles Ernstes über das Verfahren mit diesem Pierre Sanclot entrüstet. — „Böswillige Gäste möchten da allerlei Glossen machen, die der Gebieterin dieses Wundermännchens nicht angenehm in die Ohren fallen dürften."

„Er dient ohne Gehalt" — fiel Mademoiselle Camargo ohne Ahnung, daß sie durch diese Bemerkung Oel in das Feuer gieße, dem erhitzten Capitain in die Rede. — „Seine Krankheit ist sicher keine erfundene, denn er ist in Jeanne's Dienst wahrhaft unermüdlich und förmlich erfinderisch könnte man sagen."

„Er ist wohl auch eine brillante Erscheinung, nicht

so?" — fragte der mißtrauische Tischnachbar der Petit-Pas, die ganz verwundert über diese Entrüstung den braven Haudegen betrachtete.

„O er würde dem Theater français keine Schande machen" — versicherte Mademoiselle Salé alles Ernstes — „zum Ballet wäre er zu herkulisch."

„Herkulisch?" — lachte Lionais bitter. — „Das ist ja eine vortreffliche Eigenschaft für den Domestiken einer — einer jungen Tänzerin, die ihre pas de caracteres nicht immer an der Eisenstange probiren will. Hat der junge Herkules noch andere männliche Tugenden, Mademoiselle?"

Thisbe verstand — sobald sie sich schuldlos und zwar mit so massiven Waffen, wie in diesem Augenblicke von dem allerdings ein wenig angetrunkenen Capitain, angegriffen sah — durchaus keinen Spaß. „O ja" — antwortete sie, ihren Tischnachbar groß und kalt anschauend — „er ist Mannes genug, ungebührliche Gäste aus meinem Salon zu tragen, da ich meine Gäste nicht von gemeinen Domestiken kann hinaus werfen lassen."

„Sacré coeur de Dieu!" — rief der Capitain aufspringend — „Mademoiselle drücken sich verständlich genug aus. Weder bin ich so lüstern wie Andere nach den Diensten dieses par honneur dienenden Heiducken, noch bin ich zum Schweigen aufgelegt, wo Reden mir nöthig scheint. Habe somit Ehre, der Gesellschaft einen fröhlichen Morgen zu wünschen."

Mit diesen Worten gegen Thisbe und ihre Gäste sich leicht verneigend eilte der ehrliche Hausfreund unserer

Petit-Pas nach der Thür, durch welche, als er sie fast erreicht, Pierre Sanclot, eine schwarze Binde um das linke Auge geschlungen, hastig eintrat.

„Das Portepée in der Livrée!“ — rief Capitain Lionais, vor Erstaunen die Hände zusammenschlagend. — „Lieutnant Vouxterre — Kamerad — sind Sie denn des Teufels? *) — Deshalb den verlängerten Urlaub mit so vortrefflich ausgeklügelten Motiven, daß der Marschall von Villars selbst ein Einsehen hätte haben müssen — das nenne ich eine Komödie, die im Grunde unbezahlbar wäre, wenn — wir nicht in Einem Regimente dienten.“

Lieutenant Vauxterre riß die Binde von dem Auge. Er trat, seinen Capitain sich nachziehend mit ritterlichem Anstand zu der ganz versteinerten Wirthin des Hauses und beugte ihre Hand küssend ein Knie vor dem erröthenden Mädchen. „Der Rock in diesem holden Dienste der Grazien getragen — kann er das Portepée entehren?“ — rief der junge Schwärmer leidenschaftlich exaltirt. — „War er doch nur das Maskenkleid, in dem ich meiner Göttin nahen, ihr dienen, ihr nützlich werden durfte, denn ohne Sold verliert dieser Rock seine Bedeutung. Vor Ihrem Scharfblicke, mein Capitain“ — fügte er, sich wieder vom Knie erhebend, mit verbindlicher Neigung des Hauptes gegen den Angeredeten hinzu — „wollte ich mein Geheimniß wahren und würde auch das Meisterwerk des berühmten Confitürenbäckers Sr. Majestät ganz unbarm-

*) Thatsache.

herzig von Etienne's Pfuscherhänden haben zermalmen lassen, wenn ich nicht auf ein kleines Desserträuschchen bei Ihnen, mein Capitain, gerechnet hätte und wenn — man mir nicht gesagt, sie lasse mich bitten. O Mademoiselle, hörte ich da wirklich nicht falsch?" —

„Nein, Lieutenant, das kann ich beschwören" — versicherte Lionais schon wieder fast besänftigt. — „Jetzt aber herunter mit der Jacke da,

Die Maskerade ist nun aus,
Die Faschingschwärmer geh'n nach Haus.

Sie haben doch Ihre Uniform im Koffer?" —

Vauxterre bejahte stumm, aber mit unendlich traurigem Blick auf Jeanne.

Diese stand erglühend, zitternd und von ganz neuen Gefühlen überwältigt. Sie erhob das lange zu Boden gesenkte Auge mit einem Blick so feuchten Schmelzes zu dem jungen Offizier, daß diesem alles Blut des ganzen Organismus nach Kopf und Herzen zu drängen schien.

Die durch so ganz ungewöhnliche Huldigung eines Portepéeträgers überhaupt ganz verblüfften Colleginnen sahen sich bedeutungsvoll an und verschwanden dann in die anstoßenden Gemächer. Der Balletmeister Blondy erlaubte sich den anfangs nicht ganz gutwillig folgenden Capitain unter den Arm zu nehmen, indem er ihm eine interessante Hofgeschichte dort im zweiten Spielzimmer erzählen zu müssen betheuerte.

Mademoiselle Petit-Pas winkte, als sie sich mit ihm allein sah, ihren enthusiastischen Verehrer zu einem kleinen

Nischensitz unter einer Porzellangruppe tanzender Schäfer und Schäferinnen, zu deren Seiten ein paar kleine Neger schwerseidene Damastvorhänge als Baldachin über das kleine zweisitzige Sopha aufgerollt hielten. Mit fibrirender Stimme wagte jetzt das junge Mädchen, als Vaux-terre auf dem niedern Sammttabouret zu ihren Füßen Platz genommen, eine Anrede, die ihre sonst kaum gekannte Befangenheit bei dergleichen Situationen zu Gunsten ihres weiblichen Herzens sowohl, als auch zu Gunsten des Mannes dokumentirte, der bei seinem abenteuerlichen Minnedienst freilich an keine Gefährdung des Frauenrufes seiner Geliebten mehr zu denken gehabt.

„Hätten Sie mir dieses Erröthen vor Ihnen nicht ersparen sollen“ — begann Jeanne leise und wie vor ihrer eigenen Stimme erschreckend. — „Falsches Spiel ist immer ein schlimmes Spiel, selbst dann, wenn der Gewinn nur ein Scheinbesitz oder ein Scheinglück bietet, das zurückgegeben werden muß, sobald das Spiel vorüber.“

„Verstehe ich Sie recht“ — sagte Vauxterre traurig — „so wollen Sie, daß mit diesem Kleide auch mein Glück, Ihnen zu dienen, schwinden soll. Das ist grausamer, als ich in diesen sanften Augen lesen konnte.“

„Glaubten Sie denn in diesem Rocke mir näher zu stehen, als wenn das Ehrenkleid Frankreichs Sie bei mir eingeführt?“ — fragte Jeanne ganz erschrocken.

„Ich glaubte nichts und hoffte nichts, ich hatte nur den Wunsch, Ihnen nahe zu sein, jede Gefahr von Ihnen zu wenden und eine kurze Spanne Zeit vom Sonnenglanz

einer Liebe mich durchströmen zu lassen, deren höchstes Ziel das Anschauen der Geliebten. Ein armer, von seinem Solde lebender Lieutenant, ein Mann ohne Familie, ohne Reichthum, ohne Stellung in der Gesellschaft — wie konnte der hoffen, von Ihnen bemerkt, in seiner Liebe verstanden, in seiner schüchternen Huldigung nicht verlacht zu werden? — Hätte ich über ein Herzogthum zu gebieten gehabt, es hätte längst zu den Füßen meiner Angebeteten gelegen. Hätte ich ihren Lebensweg mit Rosen bestreuen können, ich hätte die Dornen um diesen Preis mit Wollust in mein Herz drücken wollen. Mein falsches Spiel war der Druck meiner Verhältnisse. Der Druck meiner Verhältnisse war meine Armuth."

Jeanne schlug beide Hände vor ihr erglühendes Gesicht — große schwere Tropfen stahlen sich wie läuternde Perlen durch die schneeigen Finger. Sie verstand den Liebenden ach leider nur allzu gut. Sie zollte — wenn auch nur vorübergehend — den Verhältnissen ihres Standes den schmerzlichen Tribut einer Demüthigung vor sich selbst und vor ihm, der sie wahrhaft zu lieben schien. „O Pierre" — rief sie schmerzlich — „könnten wir in eine Einöde fliehen!" —

„Das würde heißen, Jeanne's Unglück machen, und damit wäre das eigene Glück zu theuer erkauft."

„Heißen Sie denn wirklich Pierre?" — fragte Mademoiselle Petit-Pas in der Absicht, das leidenschaftliche Terrain, auf welches sie gerathen, wieder um ein Weniges zurück zu dämmen.

„Wie hätte ich meinen Namen um das Glück bestehlen

mögen, von Ihnen genannt zu werden" — antwortete der Officier mit ungekünsteltem Feuer. — „Das arme Herz bezahlt ja das Glück dieses Namens theuer genug."

Es entstand eine Pause. Die Uhr auf dem Kaminsims schlug die erste Morgenstunde und spielte eine damals allbeliebte Melodie mit doppeltem Text. Jeanne erglühte wie mit Purpur übergossen. „Oh" — rief sie plötzlich von den Erinnerungen an ihr knospendes Jungfrauenleben im Vaterhause verzweiflungsvoll bestürmt — „gäbe es doch einen Ausweg aus diesem Labyrinthe glänzenden Elends und elenden Glanzes — aus diesem Wirrsal einer Existenz, die des Schimmers bedarf, um über die Nacht ihrer Zukunft sich zu verblenden — o, gäbe es Errettung aus diesem Chaos widerstrebender Empfindungen, das sich wie ein Netz über meinem Haupte zusammenzieht."

„Dieser Ausweg wäre ein Leben der Entbehrung, aber vielleicht des Friedens als Pierre Vauxterre's Gattin" — sprach der Jüngling fest, aber innig.

Sie schaute mit Blicken bewundernder Liebe zu dem schönen Manne zu ihren Füßen, dessen treues ehrliches Auge ihr sichere Bürgschaft für den heiligen Ernst seiner Worte bot. „O Pierre, mein theurer einziger Freund!" — rief sie, ihm die Hand reichend und neben sich auf den Sitz ziehend — „ich glaube von heute an an die Wundergewalt der Liebe. Geläutert und entsühnt von den Makeln meiner Vergangenheit hat die Liebe — was nimmermehr die Leidenschaft vermocht — mein Bild in dieses reine treue Herz geprägt. Pierre, wissen Sie wohl, wie Ihre

Kameraden, wollte ich Ihr Opfer annehmen, diese Selbstlosigkeit Ihrer Liebe nennen würden?" —

„Ich führe meine Waffe für Gott und den König, zur Ehre meines Vaterlandes und meiner Dame" — entgegnete Vauxterre mit ritterlichem Stolz. — „Das Opfer hätten Sie zu bringen, den Preis trüge ich davon."

„Edles Herz!" — flüsterte Jeanne mit von Thränen erstickter Stimme. — „Daß Sie noch so an mich glauben können, lohne Ihnen Gott. Was die Zukunft — über die wir in dieser Stunde der Erregung nichts beschließen dürfen — was sie uns auch bringen möge — wir bleiben innig verbunden, so lange Sie Ihrer Liebe und Freundschaft mich werth halten, darauf hier meine Hand und — ich sehe wir sind allein — den Weihekuß des neuen Bundes."

„Sie sollen mit mir zufrieden sein" — sprach das tief erschütterte Mädchen, nachdem der glückberauschte Jüngling, ihren Bitten gehorchend, sie aus seinen Armen frei gegeben — „ich fühle den Stolz der Selbsterhebung mit einer Kraft in mir erwachen, die nimmer täuschen kann. Ich sehe, unser braver Capitain ist nicht länger in seinem Cachot zurück zu halten, er steuert mit Riesenschritten auf uns zu. Morgen soupiren wir nach dem Ballet zusammen, dann wollen wir das Ernste mit ernster Würdigung besprechen. Außer Ihnen, mein edler Freund — wird Niemand mehr um diese Abendstunde mich allein finden, darauf mein Wort."

Es ist in der Geschichte der Tanzkunst allbekannt, zu welcher Höhe ihrer Kunst Mademoiselle Camargo als Blondy's Schülerin sich aufgeschwungen. „Der Erfolg entsprach der Sorgfalt, welche der unübertroffene Blondy auf ihren Unterricht verwendet" — heißt es in den Annales dramatiques. Mademoiselle Camargo verband in Folge des Unterrichts ihres neuen Lehrers gar bald mit ihrer natürlichen Anmuth und Sylphidenhaftigkeit jenes edle Feuer der Ausführung, was immer als einzig an dieser ungewöhnlichen Tänzerin gepriesen worden ist. Namentlich aber war es die verführerische und doch die Grenzen sittlicher Schönheit nie um eine Linie überschreitende Heiterkeit in ihren Produktionen, was ihr alle Herzen gewann. Es wird versichert, daß die schwärzeste Melancholie bei Mademoiselle Camargo's Erscheinen auf der Bühne, besonders bei den ersten Klängen ihres Tambourins, womit sie so sehr bezauberte, selbst von den gemüthskränksten Zuschauern gewichen sei. Die Strophen, welche Lafage unter ihr Portrait geschrieben:

Fidèle aux loix de la cadence
Je forme au gré de l'art, les pas les plus hardis.
Original dans la danse,
Je peux le disputer aux Balons aux Blondis —

bezeugen die Richtung, welche die junge Künstlerin eingeschlagen, und bezeugen ihre Geltung beim Publikum sowohl als in der Kunstgeschichte im Allgemeinen. Dennoch trat sie nach den Ansichten der damaligen Zeit ungewöhnlich früh, nämlich schon in ihrem ein und vierzigsten Jahre,

vom Theater zurück, lebte aber noch zwanzig Jahre in ihren Privatverhältnissen bewundert und geliebt von Allen, die ihr nahe standen. Bei ihrem Tode hinterließ sie den Ruhm keuscher Sittsamkeit, Bescheidenheit und liebevollster Selbstverleugnung gegen ihre Freunde, Nachbarn und Nothleidende.

Aber dieses reine edle Gemüth, diese Schöpferin so vieler froher Stunden, die Bringerin der Heiterkeit erhielt doch auch ihre Künstlerweihe durch einen ihr ganzes Leben begleitenden Schmerz. Sie erlebte einen Kummer, an dem ihre Seele krankte, so lange sie des Daseins wechselvollen Handlung, sein Leid und seine Lust empfand. Der König zerstörte das Ideal, das sein Erscheinen einst in das Herz der jungen Tänzerin gezaubert.

„Das geht so nicht länger, meine beste Gräfin, wir müssen handeln" — hatte der Cardinal Fleury an einem trüben Novembertage des Jahres 1730 zu der Gräfin Toulouse gesagt. — „Käme uns der Herzog von Richelieu zuvor — und er hat den König ganz für sich eingenommen — so hätten wir bei St. Laurentius kein leichtes Spiel. Ich denke noch mit Entsetzen an die Intrigue der Herzöge von Chesvres und Epernon mit der kleinen Camargo. Gräfin, welche Macht wäre in dieser Schönheit gegen uns in das Feldlager gerückt, wenn der Feind ihren Einfluß zu seinem Nutzen hätte verwenden können."

„Der Herzog von Richelieu ist ein gefährlicherer Gegner als eine kleine Compagnie von Chesvres und Epernon zusammen" — versetzte die Gräfin in sichtlichem

Mißmuth. — „Mit ihrer Verbannung scheint mir nur so viel gewonnen, daß die kläffenden Hündchen dem Fuchse haben weichen müssen.“

„Wahr, leider nur zu wahr“ — bestätigte der Cardinal-Minister gedankenvoll. — „Konnte ich es doch nicht einmal verhindern, daß der König ihn zum Ritter des blauen Ordens, also ebenbürtig den Prinzen von Geblüt, machte. Der König muß eine hoffähige Geliebte bekommen, die unserer Partei das Uebergewicht über der des Herzogs sichert. Die Königin ist seit der Geburt des Herzogs von Anjou gänzlich verblüht, man könnte sagen um mindestens zehn Jahre gealtert und um ein halbes Jahrhundert schon mit ihren Betäubungen voraus. Ich habe in diesen Tagen so manchen Blick des Königs erlauscht, der zwar von Mitleid mit der bleichen hohen Frau erzählte, aber wie ein verzehnfachter Seufzer nach Selbstbefreiung anzusehen war. Stehen Sie gut mit der Gräfin Mailly?“ —

„Nicht gut mit dieser heitern engelgleichen Sanftmuth zu stehen ist wohl, außer dem Grafen Mailly, Niemandem sonst gegeben.“

„Nun gut. So spielen wir den Kriegsschauplatz gegen Richelieu auf das Jagdterrain und die Soupers von Rambouillet. Verstehen Sie mich recht, liebe Gräfin?“ —

„Erlauben mir Ew. Eminenz, Sie nicht zu verstehen. Die Waffen des Herrn Herzogs von Richelieu würde der Graf von Toulouse mit Verachtung zurückweisen, selbst wenn seine Gemahlin ihre Frauenwürde gegen den Wunsch, Ihnen willfährig zu sein, außer Augen setzen wollte.“

„Ich könnte der Frau Gräfin darauf antworten, daß die Familienehre dem Staatswohl alle jene Opfer zu bringen hat, die nicht auf Schande hinaus laufen, und könnte Sie dann fragen, ob die Rettung vor diesem Richelieu eine That der Infamie zu nennen ist. Allein ich sehe wohl, liebe Gräfin, daß Sie auf staatsmännischen Standpunkt nicht zu stellen sind, und ersuche Sie jetzt, nur meine Worte von vorhin überhört zu haben. Sceaux kann Rambouillet so gut wie Rambouillet einst Chantilly vergessen machen, wenn die Herzogin von Maine eine so verständige Frau als sie gute Mathematikerin ist, und dazu wollen wir die Sonde noch heut Abend beim Hofspiel anlegen. Die leidigen Geschäfte, meine beste Gräfin, zwingen mich, für den Augenblick bei Ihnen mich zu beurlauben. Auf heut Abend also in den Appartements Ihrer Majestäten."

Die Gräfin kämpfte mühsam gegen eine Ohnmacht. Sie wußte zwischen den Worten des Cardinals zu lesen, sie wußte auch was auf dem Spiele stand, selbst wenn sie mit der Herzogin von Maine nicht unlösbar verfeindet gewesen wäre. Noch vor Beginn des Hofcirkels erhielt Fleury von der Gräfin von Toulouse ein Handbillet, das der Minister-Cardinal, nachdem er es gelesen, ganz befriedigt aus der Hand legte.

Im Laufe des nun beginnenden Winters, während alle Moden, die eine Hinneigung zur Decenz wiesen, wie das Brusttuch, das Entredeux oder das vom Nacken bis über die Hüfte herabwallende Faltencamisol den Namen der Camargo als ehrenvolles Taufzeugniß erhielten, wäh-

rend das liebliche Mädchen in der Gunst der Marschallin von Villars und ihrer Gesinnungsverwandten immer höher stieg, weinte sie dem allmälig sich entfärbenden Ideale ihres Herzens manche stille aber heiße Thräne.

Die Gräfin Mailly nahm Theil an den Jagdpartien des Königs und war in der That hinreißend schön in der zu allen Zeiten so kleidsamen Amazonentracht. Sie handhabte auf ihrem weißen Zelter den Jagdspieß mit gleicher Grazie wie im Salon den luxuriösen Fächer. Sie war zur Ehrendame der Königin erhoben worden und zeichnete sich vor ihren Nachfolgerinnen durch bescheidene Zurückhaltung und unbegrenzte Ehrfurcht gegen die Königin aus. Die Soupers von Rambouillet — wo der König zum erstenmal der Gräfin Mailly begegnet und ihre Schönheit in so feenhaftem Glanz, in so berechneter Umgebung zu bewundern Gelegenheit gefunden, daß seine Grundsätze einen gewaltigen Stoß bekommen — die Soupers von Rambouillet traten aber doch, Dank den hofmännischen Intriguen des Herzogs von Richelieu, gegen die berüchtigten Jagdsoupers von la Müette in den Hintergrund und verblichen endlich ganz. Die Kunde von den nächtlichen Festen in dem kleinen Tempel zu la Müette drang endlich auch durch das schweigende Dunkel der Forsten in die gute Stadt Paris, die sich die Augen rieb und — den Traum von einem König, wie sie ihn in Ludwig XV. sich geschenkt glaubte, wie so viele Völkerträume, aufgab. Die Gräfin Mailly präsidirte unter dem Namen Retina als Oberpriesterin der Göttin Cythere bei diesen nächtlichen Festen von la Müette.

Daß sie ihrem königlichen Geliebten als Oberpriester des Bacchus Sophi genannt Ehre zu machen gesucht, beweist der Umstand, daß die Chronik der Hoffeste jener Zeit der schönen Gräfin nachrühmt, sie habe ihre drei Flaschen Champagner ohne unangenehme Wirkung zu verbrauchen gewußt. Die großen Mysterien des Bacchus und der Venus wurden im kleinen Tempel bei verschlossenen Thüren gefeiert, die alleinigen Bacchusfeste dagegen waren auch dem Kreise uneingeweihter Gäste, so wie der Dienerschaft zugänglich. Die auserlesensten Gerichte, sehr häufig von dem Könige, der sich mehr mit der Kochkunst als mit den Regierungsgeschäften befaßte, höchst eigenhändig bereitet, kamen bei ersteren ohne dienende Hände auf die Tafel; bei letzteren waren die vielseitigsten Trinkspruch-Libationen Hauptbedingungen des Festgebers.

Es war gegen Fastnacht, als das staunende Paris eine Prozession ganz ungewöhnlicher Art zu bewundern hatte. Ein langer Zug im Reisekleide der Pilger, an dessen Spitze man den König erkannte, bewegte sich von Versailles nach — dem Palais-Royal zu einem der prächtigen Opernbälle jener prachtliebenden Zeit. Watteau's Meisterpinsel hat dieses kulturhistorische Carnavalfest als schöne, aber noch traurigere als schöne Erinnerung in Frankreichs fest- und thränenreicher Geschichte verewigt. Türken, Chinesen, Russen und Spanier erwehren sich nur mühsam der neckischen Angriffe des Modenesischen Harlequin, des Neapolitanischen Pierrot, des Polichinelle von Bologna. Namentlich aber behauptet das buntscheckige Kleid des Harlequins mit schwar-

zer Maske sein Recht auf allen Arbeiten des berühmten Watteau mit gleicher Consequenz wie der bekannte Schimmel des Wouvermann das seine. Capefigue in seiner Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts erklärt das mit ächt franzmännischer Lust an Festherrlichkeiten, deren pikanteste Würze die Contraste sind, folgendermaßen: „Es ist gar nicht absichtlos, daß auf Watteau's Gemälden das Häßliche als Folie des Schönen gebraucht wird. Das bunte geschmacklose Kleid des Harlequin inmitten der glänzenden Hoftoiletten, dann der große, von der Kunst so oft vorgeführte häßliche Affe von Porzellan oder der Neger mit dem rothen Sonnenschirm Indiens oder ein fliegendes Gewand tragend — waren all' diese Bizarrerien nicht ebensoviel Verherrlichungen der Schönheit? — Die schreienden Farben, das Ebenholzschwarz, die scheußliche Fratze des Affen sind gar wohl berechnete Galanterien für die hinreißend schöne Frauenwelt, die gleich goldbeflügelten Schmetterlingen mit sylphidenhafter Grazie durch die Säle des Palais-Royal schwebten. Wie strahlten diese Augen unter dem funkelnden Kopfschmuck zahlloser Reihen von Diamanten und Perlen, festonartig über einander gewunden, wie wirksam für die Frische des Teint waren die wenigen Schminkpflästerchen da unter dem Auge oder dort, um das reizende Grübchen im Kinn besser zu heben. Konnte es etwas Reizenderes geben als diese kleinen Füßchen, scheinbar noch kleiner durch die hohen rothen Absätze, die von einem fröhlichen Feste zum andern seine Eignerin führen, bis —" —

Es war am Tage nach jenem Opernballe, als der König

zwischen den Blumen, die er sich hatte kommen lassen, um sie eigenhändig in die Porphyrvasen und Körbchen von japanischem Porzellan für die Gräfin Mailly zu ordnen, ein zusammengerolltes Blatt fand, dessen Inhalt nur zu bald die Runde in ganz Paris machte und der armen Camargo, als sie es zum erstenmal zu Gesicht bekam, einen Strom von Thränen erpreßte, die wie Wermuth aus dem hochklopfenden Herzen quollen. Die Strophen, deren Verfasser oder auch nur Zubringer am Hofe nicht zu ermitteln war, haben indeß ihren Verfasser lange überlebt und sich bis heute erhalten. Sie lauteten:*)

„Die Flammen, die ich entzündet,
Ich kannte sie nicht.
Jetzt, wo mein Herz empfindet,
Tagt mir ein Licht.
Der süße Gott mit der Binde,
Er traf mich mit seinem Pfeil.
Es traf mich der Knabe der blinde
Und machte von Blindheit mich heil.
So lang' ich die Binde getragen,
Zog Psyche [1]) mich an;
Doch endlich mußte es tagen,
Muß fliehen der Wahn.

Im schönen Arm der Geliebten [2])
Schlief selig ich ein.
Nicht diesen Blick den betrübten
Du Holdeste mein.

---

*) Eine möglichst wortgetreue Uebersetzung der wohl allbekannten Strophen: J'ignorais les feux, que j'inspire,
Je n'étais rien etc.

1) Die Königin. 2) Die Gräfin Mailly.

Der süße Gott mit der Binde
Er traf mich mit seinem Pfeil,
Es traf mich der Knabe, der blinde,
Und machte von Blindheit mich heil.
Dem Wege, den Alle gegangen
Die Vorfahren mein —
Ihm folg' ich ohn' kindisches Bangen,
Doch ewig nur Dein.

Bei glänzenden Festen und Bällen
Sei Königin Du —
Du holdeste Göttin der Wellen,
O spende mir Ruh'! —
Der süße Gott mit der Binde
Er traf mich mit seinem Pfeil,
Es traf mich der Knabe, der blinde,
Und machte von Blindheit mich heil.
Den Pflichten des Herrschers zu gnügen
Brauch' ich ein Herz,
Beglückend nach Schlachten und Siegen
Durch Lieb' und Scherz.
Der süße Gott mit der Binde
Er traf mich mit seinem Pfeil,
Es traf mich der Knabe, der blinde,
Und machte von Blindheit mich heil."

Die Bahn war gebrochen, das ancien regime trat wieder in sein Recht Der schönen heitern Gräfin Mailly, welche durch ihre schüchterne Zurückhaltung, durch ihre zarte Aufmerksamkeit und Ehrerbietung gegen die Königin diese fast so lange über die Untreue des Königs in Unkenntniß zu erhalten wußte, als ihre Herrschaft dauerte — der schönen Gräfin Mailly mit den leuchtenden Perlenzähnen, die den König namentlich entzückten, folgten im

Laufe der nächsten Jahre deren drei jüngere Schwestern, die Gräfinnen Nesle. Die herrschsüchtige Herzogin von Châteauvoux, die mit kaltem Herzen die Verbannung ihrer Schwester durchsetzte, war dieselbe sechszehnjährige Gräfin Nesle, welche wir in Gesellschaft der Marschallin von Villars im Tuileriengarten fanden. Tänzerin und Gräfin! — wie verschieden waren die Wege, auf denen ihre Liebe zum König die Beiden führte! Beide Marianna geheißen.

Die Vorfahren Ludwig's XV. schienen in der That aus dem Grabe gestiegen, ihren Sprößling fest zu halten in ihren Reihen, fest zu halten auf dem Wege, der den Gährungsprozeß neuer Gestaltung fördern, nach Gottes unwandelbarem Rathschluß aber eine blutige Sühnung monarchischer Frevel gegen die Völkerrechte anbahnen sollte.

Mit demselben Gleichmuth, womit einst das sechsjährige königliche Kind zu Durchführung eines Gewaltstreichs ein lit de justice abgehalten, ließ der sechszigjährige Monarch es geschehen, daß die letzte öffentliche Maitresse, welche die Stufen von Frankreichs Thron beherrscht, die sogenannte Vicomtesse Dubarry in den fünf Jahren ihrer unumschränkten Macht um hundert und achtzig Millionen Livres den Staatsschatz erleichtert.

Das ehemalige Freudenmädchen von Paris, Mademoiselle Lange, bewohnte in Versailles den sogenannten Pavillon Lucienne, dessen Ausstattung nicht über dreimalhunderttausend Francs gekostet. Ja, der Kamin im Schlafzimmer der für den stumpfsinnigen, fröstelnden König so unentbehrlichen Flamme ist gar nur mit sechszigtausend

Livres veranschlagt worden! — Die in jeder luxuriösen Zimmerausstattung der damaligen Zeit so unvermeidlichen Neger und Magots oder schwarze Affen in den mit Ebenholz und Elfenbein getäfelten Salons der Dubarry hatten große Perlen als Augen und Diamantringe an allen Fingern. Indische Kaschemirteppiche bedeckten Tische und Fußböden oder falteten sich mit persischen Gold- und Seidenstoffen gemischt zu Zelten und Baldachinen. In den Spiegelboudoirs vervielfältigten sich die allenthalben mit verschwenderischer Ostentation verstreuten Juwelen, und nicht allein die Kunstneger in den Gemächern, auch der lebendige kleine Neger, den die Vicomtesse zu ihrer Bedienung hatte, strotzten von Goldstoff und Edelsteinen, die namentlich an den Griffen der von einem Neger unzertrennlichen Sonnenschirme von Scharlachfarbe angebracht waren. Die goldenen Papagei- und Colibri-Volièren, die kostbaren Porzellaine und Krystalle dieses Feenreichs konnten kaum noch zu Würdigung ihres Werthes kommen. Die Bonbonnière der Pompadour hatte sich doch unbestritten den Ruhm eines künstlerischen oder kunstsinnigen Luxus erworben; die Bonbonnière der Dubarry war nichts als das Ergebniß raffinirter Verschwendungslaune. Der Sinn für das Schöne fristete sich von dem Almosen, das die Prachtliebe ihm zuwarf.

Und das Ende all' dieser Herrlichkeiten und Feenträume von der unumschränkten Souverainität der Königsmacht und Macht der Schönheit? — der Hohn und das Schaffot. — Wie erschütternd und Mitleid weckend, wie furchtbar,

obgleich nicht einmal tragisch — wie zermalmend ohne das in dem Bedauern der Mit- und Nachwelt immer doch versöhnende Schicksal Ludwig's XVI., war das Ende dieses einst mit so großen Hoffnungen von seinem Volke begrüßten Königs und seiner letzten Geliebten! Seine Befreiung in jubelnder Ausgelassenheit feiernd zog das Volk am Todestage Ludwig's XV., Spottlieder auf den Heimgegangenen singend, durch die Straßen von Paris. —

„Um Gotteswillen, mein Herr Scharfrichter — nur noch fünf Minuten lassen Sie mich leben" — waren die letzten Worte der letzten Maitresse, die vor den Augen von ganz Europa Frankreichs Thron geschändet.

Heidekraut.

Novellenkranz.

Dich grüße ich in deinem Waldesschatten,
Du achtlos oft zertret'nes **Heidekraut**.
Ich liebe deine duftig schönen Matten
Und bin mit deiner Heimat wohlvertraut.

Oft sah ich auch zum Kranze dich gewunden,
Sah dich zerpflückt von mitleidloser Hand,
Und hab' es schmerzlich oft mit dir empfunden,
Daß man dich nur, um zu verwelken, band.

Und doch ist Welken und Vergessenwerden
Der Blume wie des Erdenwallers Loos;
Denn Mensch und Blume, wir sind ja Gefährten,
Bis man uns bettet in der Erde Schooß.

So träumend und Erlebtes träumend, sinnend,
Erging ich mich im stillen Waldeshain,
In Einsamkeit der Einsamkeit entrinnend,
Entstand der Kranz vom holden Leben dein.

Geh' mir voran aus deiner Heimat Schatten,
Du achtlos oft zertret'nes Heidekraut,
Zerpflücken half ich deine Blumenmatten,
Die uns der Wald zum Schutze doch vertraut.

Ein Veilchen dufte noch, dann sei vergessen
Im Drang des Tages, in dem Strom der Zeit.
Es anders wollen, wäre auch vermessen,
Des Daseins Schicksal ist — Vergessenheit.

Traumleben.

Nach den Mittheilungen eines Arztes.

Es ist eine ziemliche Reihe von Jahren her — denn mein jetzt graues Haar war damals noch rabenschwarz und die Mädchen schienen meine knapp schließende Militair-uniform auch nicht übel zu finden — als ich in der Würde eines Compagnie-Chirurgus in dem kleinen, wildromantisch gelegenen Grenzstädtchen P. . . garnisonirte. Eines Tags durchstreifte ich in Begleitung meiner beiden Lieutenants, die Jagdflinte über der Schulter, den ungeheuren Forst, der die Grenze des Nachbarlandes mit dem unsern bildete. Alle Drei leidenschaftliche Jäger, hatten wir uns doch wohl tiefer in den dichten Wald hinein verirrt, als es eigentlich rathsam und vielleicht auch unsere Absicht gewesen war. Genug — wir kamen auf eine Stelle des Forstes, wo wir uns gegenseitig mit verblüfften Gesichtern ansahen und, da die Dunkelheit schon hereinbrach, einander mit der angenehmen Wahrscheinlichkeit bekannt machten, daß wir die schon sehr kühle Novembernacht auf feuchtem Boden und, statt zwischen unsern vier Wänden, in Gesellschaft der alten

knisternden Tannen und Kiefern, Eichen und Buchen auf einem Lager von Nadelholz und halbverfaultem Laub würden zubringen müssen. Mein Oberlieutenant, ein Mann von rascher Entschlossenheit und großer Neigung zum Seltsamen und Abenteuerlichen, fand von uns Dreien die Sache noch am spaßhaftesten und versuchte es, ein Feuer anzuzünden, und seine Geduld ermüdete an dem durch die Nässe des Holzes lange vereitelten Versuche keineswegs. Ein Anderes war es mit Herrn von Dellenborn, dem mit mir etwa in gleichem Alter stehenden Lieutenant. Seine Phantasie, der die moralische Willenskraft des jungen Offiziers nicht immer das Gleichgewicht hielt, schien in dem dunklen Walde und an der grell und gespenstig empor züngelnden Flamme besonders thätig, und er bat mich, ihm den erlegten Rehbock bei Seite schaffen zu helfen; denn die stieren Augen des getödteten Thieres, meinte er, schauten ihn, von dem flackernden Feuer unheimlich beleuchtet, mit seltsamer Lebendigkeit an. Kaum aber war dies geschehen, als er mich hastig und mit krampfhafter Erregtheit am Arme faßte und mit dem Zeigefinger meinem Auge eine Richtung andeutend, mich auf eine allerdings seltsame und durch die auflodernde Flamme gespenstig anzusehende Erscheinung aufmerksam machte. Auf einem abgesägten Baumstamme in sich zusammengekauert saß oder hockte vielmehr eine weibliche Gestalt, die in dem Greisenalter schon weit vorgerückt in dieser Hinsicht mehr auf Theilnahme und Mitleid Anspruch machen, als Furcht und Grauen erregen zu können schien. Aber es war doch bei

alledem in der alten Frau etwas, wodurch sie den Blick auf unheimliche Weise an sich fesselte, und ihr graues, mit einer Kapuze auch zugleich den Kopf verhüllendes Gewand, das einem Lumpen ähnlicher sah, als einem Kleidungsstück, trug eben auch nicht dazu bei, der Erscheinung eine versöhnendere Außenseite zu gewinnen. Lange schon saß sie, die Ellenbogen auf die Kniee und den Kopf in die Hände gestützt, scheinbar wie in Nachdenken oder Kummer versenkt, doch ohne uns bemerken zu wollen, auf ihrem aus der Erde heraus gewachsenen Sessel, als der Oberlieutenant Reinhardt, den wir ebenfalls auf die Alte aufmerksam gemacht, mit einem lauten Gelächter zu ihr hineilend, sie an der Schulter faßte und mit einem etwas derben Scherz die alte Frau einlud, von der Wohlthat des prasselnden Feuers gleich uns Nutzen zu ziehen. Die Angeredete wendete den Kopf, ein paar Augen, wie stechende Pfeile, schossen aus einem runzeligen safrangelben Gesicht giftige Blicke auf den Sprecher; aber sie antwortete nicht eine Sylbe, sondern ließ gar bald wieder den Kopf sinken und zog die Kapuze fast über die Augen herab.

„Nun beim Pan!" — begann unser spottlustiger Reinhardt wieder — „erhabene Schülerin der erhabeneren Mac Merilis, du bist spröder, als deine große Vorgängerin, und Schottlands Nebel und seine Nächte müssen doch noch unbequemer sein, als die unsern, denn so toll hat selbst die schottische Zigeunerkönigin ihre ungebändigste Freiheitsliebe und Waldlust nicht getrieben. Komm', Schätzchen" — fuhr er mit übermüthiger Neckerei fort und faßte die Alte,

um den Hohn seiner Worte zu vollenden, um die Taille — „komm', setz' dich zu uns, erzähl' uns deine Abenteuer und diene uns dann als Hebe."

Noch aber hatte der muthwillige Spötter diese Worte nicht ganz zu Ende gesprochen, als die Frau wie von elastischer Kraft emporgeschnellt sich erhob, den ausgestreckten Arm Reinhardt's mit jäher Heftigkeit von sich schleuderte und wie ein zürnender Schatten vor ihm stand. Bei der raschen Bewegung, die sie gemacht, war die verhüllende Kapuze ihr vom Kopfe gefallen und hing nun wie ein kleiner Sack am Rücken herunter. Mit beiden Händen strich sie das in wahrhaft furchtbarer Ueppigkeit über Gesicht und Schultern herabhängende eisgraue Haar sich aus Stirn und Augen und fixirte mit einem so durchbohrenden Blick unsern Reinhardt, daß dieser wirklich betroffen einige Schritte zurücktrat. Ohne Zweifel aber mochte es ihm, als er nach den ersten Augenblicken der Ueberraschung sich wieder gesammelt, wohl schimpflich scheinen, einem eigentlich doch nur imaginairen Feinde das Feld so leicht zu räumen, denn ohne auf unser Zureden, die Alte in Ruhe zu lassen, weiter zu achten, nahte er sich ihr, die Hand mit einer Aufforderung, ihm wahrzusagen, hinhaltend, wieder von Neuem. Aber auch diesmal schleuderte die Frau seine ausgestreckte Hand hinweg und bedeutete ihn mit fast drohender Geberde, fern von ihr zu bleiben.

„Es bedarf wahrlich nicht der Linien deiner Hand" — sprach sie nun mit eintönig kreischendem Accent — „um,

wenn du so gar lüstern darnach bist, dir dein Schicksal zu verkünden, denn mit leserlichen Zeichen haben die Sterne und die Strahlen des prophetischen Mondes deine Zukunft und deine endliche Todesart dir auf die Stirn geschrieben.“—

„Das ist beim T . . . zu arg“ — rief Reinhardt mit einem doch mehr erzwungenen als so recht aus dem Herzen kommenden Lachen — „das Weib ist entweder ganz toll — oder unbeschreiblich klug, denn sie scheint leere Beutel, wie der Spürhund seine Fährte, zu wittern und für leere Hände eine natürliche Abneigung zu haben. Engelchen“ — fügte er noch mit komisch seufzender Pantomime hinzu — „die Lieutenantsgage predigt eines von den drei Klostergelübden auf recht eindringliche Weise und gefüllte Börsen liegen außer dem Bereich unsers Könnens.“

„Steh’ still und schweige“ — rief mit wahrhaft gebietender Hoheit die Wahrsagerin, und ihre Gestalt schien in diesem Augenblicke um einen Kopf höher hinaus zu wachsen — „ich will dein Geschick, wie es im Buche der kommenden Ereignisse aufgezeichnet steht, dir künden und es wird dann deine Sorge sein, dich darauf vorzubereiten, wie es dir gut dünkt.“

Es entstand eine Pause. Reinhardt schien sich in einer Situation zu befinden, die etwa mit dem ängstlichen Herzklopfen eines Kindes zu vergleichen sein möchte, dem die Mutter gesagt: gieb Acht und erschrick nicht, denn es wird geschossen werden; es ist nichts, aber es knallt doch. — Er mochte sich überhaupt jetzt ärgern, daß er in dem beabsichtigten Scherze so weit gegangen war, und wie er

uns später gestand — er war darauf gefaßt, aus dem Munde der Alten, die er gegen sich erbittert hatte, die abenteuerlichsten und gräßlichsten Prophezeiungen über seine Zukunft zu vernehmen.

„Wende dein Gesicht gen Morgen“ — begann die Frau, nachdem sie einige Secunden lang geschwiegen und ihre Stellung verändert.

Reinhardt gehorchte.

„Das ist seltsam“ — murmelte die Wahrsagerin jetzt, und schüttelte wie in zweifelhafter Ungewißheit mit dem Kopfe. — „Seltsam, recht seltsam, das könnte einer Sybille zu rathen aufgeben.“ — Kaum aber hatte sie diese Worte zu Ende gesprochen, als es in ihren stechenden Augen wie zwei Funken eines Freudenfeuers aufblitzte. „Ich hab' es“ — rief sie plötzlich und preßte wie krampfhaft ihre Hände in einander — „du wirst als Soldat leben und sterben, und weil du kein Weib so recht lieben kannst, wirst du auch von keinem geliebt werden; aber du wirst oft Sieger im Felde des eitlen Liebesgottes sein, bis dein Wunsch erfüllt worden und der Monarch, dem du dienst, dich in das Feld führen wird. Aber so wie die sengende Fackel des Kriegs sich entzündet, senkt und verlischt dann allmälig die Fackel deines Glückes und deines Lebens; die Partei, für die du kämpfest, wird die besiegte und du selbst wirst ein Flüchtling sein. Du stirbst noch in der Blüte deiner Jahre, weder auf dem Bette der Ehre, noch auf dem Krankenlager oder am Schlagfluß und sonstiger Gebrechen der Menschheit. Auch wirst du weder im Zwei=

kampf noch durch Gift und Dolch, weder als Selbstmörder, noch in ein Gewebe von List und Bosheit verstrickt, fallen, aber du stirbst dennoch im Bett, stirbst einen gewaltsamen Tod und doch nicht durch Mörders Hand. Ein Traum wird dir verderblich werden und im Schlafe knüpft sich deine Lebenslinie an die Todeslinie an. Wie das kommen wird, kann ich nicht erkennen, denn alle Adern laufen hier verworren durcheinander, und noch einmal — ich kann dich nur warnen — hüte dich vor deinen Träumen.“ —

Als ich mich besann, daß ich schon ein Geldstück, um es der Frau zu geben, in Bereitschaft hielt, war sie zwischen den Bäumen verschwunden. Reinhardt rieb sich die Stirn, er schien mir doch etwas blaß geworden, und sein Lächeln, als er sich über die confuse Prophezeiung der alten Wahrsagerin lustig machte, sah gar nicht recht natürlich aus. „Ich glaube, ich habe in meinem Leben nicht geträumt“ — warf er mit affektirter Heiterkeit kokettirend hin — „und meine Neckerei und mein leerer Beutel haben wahrscheinlich die Kobolde heraufbeschworen, die die alte Hexe über meinem Haupte schwebend gesehen hat.“

Um mich bei Nebendingen nicht länger, als unumgänglich nothwendig ist, aufzuhalten, erwähne ich hier nur ganz kurz, wie ein Bauer, der in das Holz gefahren war, kurz nach dem Verschwinden der Alten uns ein Stück Weges mitnahm und auf die große Landstraße brachte. Unsere Erkundigungen aber, wer wohl die Frau gewesen sein möge, hatten kein bestimmtes Ergebniß zur Folge. Alle Andeutungen liefen da hinaus, daß sie vielleicht ein aus Altersschwäche

und Gewohnheit in dem Walde zurückgebliebenes Glied der Zigeunerbande gewesen, von der man seit Kurzem den Forst, der voller Grotten und Höhlen sei, gereinigt. —

Zwölf bis funfzehn Jahre mochten seit jenem Tage verstrichen sein. Der blutdürstige Tiger — Krieg genannt — der mit unersättlicher Gier so lange in Europa gewüthet, lag wenigstens in meinem deutschen Vaterlande nun gefesselt, und ich war aus den Greuelscenen, wie mein Beruf als Wundarzt sie im Kriegsleben mit sich führte — nach beendeter Dienstzeit in den Civilstand zurückgetreten. Von meinen beiden Lieutenants hatte ich nie wieder etwas vernommen, denn ich war, noch während wir in P . . . garnisonirten, zu einem andern Regiment, das an die entgegengesetzte Grenze marschirte, versetzt worden.

Eines Tages, da ich als Arzt eben einer recht traurigen Pflicht genügend, die Gattin meines, ich kann wohl sagen, besten Freundes auf dessen Bitten in die Irrenanstalt bringen half, benutzte ich meine Anwesenheit daselbst, um dieses mit Recht weit umher berühmte Institut mehr als oberflächlich kennen zu lernen. Als meine Wißbegierde nun in dieser Hinsicht befriedigt und ich von den Direktoren der Anstalt mit dem Bekenntnisse geschieden war, hier mehr als eine gewöhnliche Versorgungsanstalt für Geisteskranke, wobei es sich in der Regel mehr um ein Unschädlichmachen, als um Heilung der Unglücklichen handelt, gefunden zu haben — als ich von einem Aufseher begleitet nun über den Hof hinweg nach dem Eingangsthore zuschritt, öffnete sich seitwärts ein kleines Pförtchen und

ein Kranker im Zwangshemd, von einem ältlichen Manne gefolgt, der jedoch nicht in die gebräuchliche Aufsehertracht gekleidet war, trat aus dem Garten zurückkommend mir entgegen. Ich weiß nicht, es lag in dieser Erscheinung der beiden Männer für mich etwas so seltsam Ergreifendes, daß ich wechselweise den Blick vom Herrn zum Diener schweifen und besonders auf letzterem mit einer mir selbst über das Warum dieses Interesses nicht recht klaren Genauigkeit ruhen ließ. Auch ich schien die Aufmerksamkeit weniger des Geisteskranken als des gesunden Begleiters desselben in ungewöhnlichem Grade zu fesseln, denn er verwendete kein Auge von mir und die rührende Sorgfalt, womit, ehe er mich bemerkt, er nur Sinn für seinen unglücklichen Herrn zu haben schien, ward jetzt von dem Interesse, welches er an meiner Person nahm, durchkreuzt. Je länger und aufmerksamer ich aber auch den Mann mit der breiten Narbe über der Stirn betrachtete, je bekanntere Züge traten mir aus dem bärtigen Gesicht entgegen, und als ich endlich nicht mehr daran zweifeln konnte, ihn schon früher irgendwo und zwar längere Zeit hindurch gesehen zu haben, ging ich — da der mich begleitende Aufseher eben im Gespräch mit einigen Kranken verflochten war — mit der rasch entschlossenen Frage auf den wirklich interessanten Diener zu, ob wir uns nicht früher schon einmal im Leben begegnet seien. Hierauf nannte ich meinen Namen und bat dann, mir auch den seinigen nicht zu verschweigen. Wie eine Erinnerung aus glücklicherer Zeit überflog es bei dieser Auskunft, die ich ihm gab, das treuherzige Ge=

sicht des einfachen Mannes, er erröthete vor Freude und flüsterte mir dann als Antwort auf meine Frage die Gegenfrage zu, ob ich seinen Herrn nicht wieder erkenne. Dies aber mußte ich mit Bestimmtheit verneinen. Mit so physiognomischer Genauigkeit ich auch in diesen von der wilden Krankheit entstellten Zügen spähte, ich vermochte nichts aus ihnen herauszufinden, als Geisteszerrüttung und gänzliche Erschlaffung aller Lebenskräfte.

„Folgen sie uns" — bat jetzt mit einem Händedruck und wehmüthigem Lächeln der mir bekannte Unbekannte, wie ich ihn nennen möchte — „mein armer Herr wird jetzt eine Stunde schlafen. Dann erzähle ich Ihnen den traurigen Vorfall, der ihn um seinen Verstand gebracht." —

„Aber bester Herr Doktor" — rief mit gedämpfter Stimme der alte Mann, als er etwa nach Verlauf einer Viertelstunde aus dem Stübchen seines kranken Herrn in das kleine Vorgemach, welches er bewohnte, zurückkehrte — „denken Sie denn gar nicht mehr an Ihre Militairzeit und an Ihre alten Freunde und Diener zurück; es könnte ja da nicht fehlen, daß mein Herr und ich auch noch ein Plätzchen in Ihrem Gedächtniß einnehmen müßten. War doch der Herr Lieutenant von Dellenborn — —"

„Großer Gott!" — fiel ich jetzt plötzlich, mit den Farben der Erinnerung mir die traurige Gegenwart ausmalend, dem Sprecher in das Wort — „der Kranke, den ich sah, ist Herr von Dellenborn? —"

Der Diener bejahte schweigend; er wischte sich mit der verwendeten Hand eine Thräne aus den ehrlichen Augen.

„Mein guter braver Heinrich“ — rief ich in unaussprechlicher Rührung, und schloß den treuen Menschen mit überströmendem Gefühl in meine Arme — „ja daran erkenne ich dich, du ehrliche Seele, denn einen anhänglicheren und bravern Burschen, als dein Lieutenant, hatte ja kein Offizier im ganzen Regiment. Aber um Gottes willen! sage mir, Heinrich, erzähle, was diesen traurigen Zustand deines Herrn veranlaßt hat?“

„Ach mein bester Herr Dokter“ — sagte der Diener — „das wird in wenig Worten gesagt sein, obgleich diese wenigen Worte inhaltschwer genug sind. Mein armer Herr ist zum Mörder geworden, ohne es zu wollen, und seinen besten Freund hat er im Traume getödtet.“

„Wen, um aller Heiligen willen rede, wen hat er getödtet? —“ rief ich, mit ahnendem Grauen an unser Waldabenteuer denkend.

„Seinen Capitain, der damals, als Sie noch bei der Compagnie standen, unser Oberlieutenant war, den Hauptmann Reinhardt —“ war Heinrich's Antwort.

„O du alte, Unheil verkündende Unke!“ rief ich unwillkürlich, und es stieg eine rechte Bitterkeit in meiner Seele auf.

„Nun lieber Herr“ — fuhr mein tiefbekümmerter Berichterstatter, ohne dieser meiner Episode weitere Aufmerksamkeit zu schenken, in seiner Erzählung fort — „Sie wissen es ja doch so gut, wie ich, mit welcher Begeisterung der Oesterreicher in den heiligen Krieg zog und für die große Sache der Weltbefreiung stritt, denn die aufgestellten

Heeresmassen sprachen, meine ich, deutlich genug dafür, wie wir unserm Kaiser, der uns endlich dem übermüthigen Usurpator gegenüber und nicht mehr an die Seite stellte, ein Vivat in unserm Herzen zuriefen. Aber die launische Kriegsgöttin schien doch ihrem verwöhnten Liebling noch einmal lächeln zu wollen, um ihm, wie es sich später auswies, ihre Ruthe dann desto fühlbarer machen und ihre wetterwendige Gunst für immer entziehen zu können. Die Alliirten unter Schwarzenberg's Führung brachen in großen Massen aus Böhmen hervor, drangen vor Dresden und — dort war es, wo wir die ewig schimpfliche Niederlage erlitten, die zwölftausend unserer Landsleute in Gefangenschaft brachte. Nun ich hätte doch beim Himmel! in meinem Leben nicht geglaubt, daß ich alter im Soldatenleben ergrauter Veteran mich nicht schämen würde, einmal den Wunsch laut werden zu lassen, lieber ein Gefangener, als ein freier Soldat im Dienste meines Kaisers — Gott erhalte ihn — zu sein. Aber wahrlich, lieber Herr, ich habe schon manchmal daran gedacht, wie das vielleicht allein meinen Herrn vor dem Unglück, das ihn betroffen, hätte bewahren können. — Um also zur Sache zu kommen — wir waren flüchtig und die Franzosen auf den Fersen galt es, die letzten Kräfte aufzubieten, um uns dem Vaterlande und der großen Sache der Menschheit noch zu erhalten. Ich hatte während der ganzen Schlacht, wie immer, auch diesmal meinen Herrn nicht aus den Augen verloren und unser Capitain und mein Herr waren Eins, denn sie waren nicht blos Kameraden, sondern Freunde. Nun

galt es aber auf unserer Flucht die höchste Eile und der Weg ließ sich nicht immer heraussuchen, wie auf der Promenade im Prater. Wir stolperten einigemal recht unangenehm über Todte und Halbtodte, und wenn wir die Verwundeten, die uns bei der heiligen Madonna und den Wunden des Erlösers um Barmherzigkeit anflehten, hätten anhören wollen, so würden die Franzosen gar bald genaue Bekanntschaft mit unsern Rücken gemacht haben. Bei dieser übereilten Flucht wurde aber auch streng genommen die Subordination zum Theil wenigstens mit den entbehrlichsten Utensilien in den Tornister gepackt und ich brauchte wirklich zuweilen halb und halb Gewalt, wenn der Herr Lieutenant von diesem Sterbenden, der ihn um einen Trunk, von jenem Verwundeten, der um ein bequemeres Lager ihn bat, nicht hinweg zu bringen war. Der Capitain, der uns voranschreitend den Weg einigermaßen bahnte, sicherte mir auch volle Absolution von diesen Subordinationssünden zu und ermahnte mich dringend, seinen Freund ja nicht vom Arme zu lassen, denn der Ausgang dieses mit so vieler Zuversicht begonnenen Kampfes hatte den immer etwas überspannt begeisterten jungen Soldaten schon an und für sich in einen wahrhaft exaltirten krankhaften Zustand versetzt. Plötzlich aber steht der Hauptmann Reinhardt, der uns eine kleine Strecke voraus war, bei einem Verwundeten still und näher kommend gewahren wir einen Kameraden, dem beide Beine dicht unter dem Leibe weggeschossen sind und der unter den gräßlichsten Schmerzen in seinem Blute sich wälzend uns mit schwacher Stimme um den Freundes-

dienst eines barmherzigen Schusses anfleht. Aber, Herr — es ist doch ein eigenes Ding um den Gedanken, einen Kameraden, der mit uns für dieselbe Sache gefochten und der mit uns ein gemeinschaftliches Interesse verknüpft, mit der Waffe, die nur für den Feind geladen und geschliffen ist, das Lebenslicht auszublasen. Ihr Herren Aerzte müßt das wohl am besten wissen, denn ein Tropfen Gift wäre Euern Sterbenden gar manchmal eine überschwengliche Wohlthat und Ihr geizt doch in übertriebener Gewissenhaftigkeit damit, obgleich der Augenblick ihres Todes von Euch schon voraus berechnet werden kann. Wir schwankten also sammt und sonders so lange in unserm Entschlusse, ob wir den Wunsch des Kameraden erfüllen oder dem sich dagegen sträubenden Gefühle Gehör geben sollten, bis das vive l'Empereur des verfolgenden Feindes unserer Unentschlossenheit ein Ende machte und wir uns entsannen, daß der in den Läufen steckende Schuß gar leicht dazu bestimmt sein könnte, unser eigenes Leben zu retten. Ohne also den flehentlichen Bitten des Verwundeten Gehör zu schenken, setzten wir unsere Flucht fort und kamen mit einbrechender Nacht in ein elendes Dorf, dessen Namen ich vergessen. Hier erhielten wir auch für Geld und weniger gute, als barsche Worte ein Nachtlager und todmüde gehetzt von den Anstrengungen dieses Tages, suchten wir bald das Lager. Der Capitain und mein Herr schliefen in einer kleinen Kammer, wo zwei Betten Fuß an Fuß einander gegenüber standen. Ich selbst aber legte mich, in eine wollene Decke gehüllt, auf meine Streu außerhalb der

Kammerthür nieder. Aber ich konnte trotz meiner Müdigkeit lange nicht schlafen. Eine ungewöhnliche Beklemmung schnürte mir fast die Brust zusammen und das Herz pochte mir, als ob ich ein milchbärtiger Fähnrich wäre, der das erste Mal in seinem Leben feindliches Pulver riechen solle. Mir bangte, ich wußte selbst nicht recht wofür, und mein Herr verursachte mir eine unbestimmte Unruhe. Er hatte den Verwundeten gekannt und die Schwester des Unglücklichen war, wie ich glaube, die heimlich Verlobte des Lieutenants. Darum hatte ihn auch der Anblick des Verstümmelten wahrhaft fieberkrank gemacht; und obgleich er erklärte, sich lieber selbst erschießen als Hand anlegen zu wollen an den befreundeten Kameraden, so mußten wir, der Capitain und ich, doch im eigentlichen Sinne des Wortes Gewalt anwenden, um ihn, da unsere Verfolger immer näher kamen, von dem Blessirten, den er durchaus verbinden wollte, hinweg zu bringen. Seitdem hatte er aber kein Wort wieder gesprochen, und als wir von unserm Nachtquartier Besitz genommen, hatte er sich, ohne die geringste Nahrung zu sich zu nehmen, auf das Lager geworfen. Eine halbe Stunde später, als der Capitain sich auch zur Ruhe begab, rief er mich noch einmal an das Lager meines Herrn. Er schlief zu unserer größten Verwunderung schon, aber er schien lebhaft und ängstlich zu träumen, denn er sprach halblaut im Schlafe, warf sich unruhig von einer Seite zur andern, und die Adern am Halse, die heftig pulsirten, sowie die hochgeröthete Wange deuteten auf Fieber. Ich bat nun den Hauptmann, mich

am Bett meines Herrn wachen zu lassen, was dieser mir jedoch abschlug, indem er einwendete, wir würden morgen unsere Kräfte noch gar nöthig brauchen, und wenn dem Herrn Lieutenant etwas zustoße, seien wir Beide ja gleich bei der Hand. Bekümmerten Herzens warf ich mich also auf meine Streu und versuchte es lange vergebens dadurch, daß ich die Augen schloß, den Schlaf herbeizulocken. Die Besorgniß, die ich um meinen Herrn trug, drängte sich fortwährend zwischen mich und die nächtliche Ruhe.

„Als ich nun so dalag und den Gedanken an Schlaf völlig aufgegeben hatte, dünkte es mich, als vernehme ich ein leises Geräusch in der Kammer. Ich richtete mich auf meinem Lager empor und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit nach der Thüre hin. Drinnen ward gesprochen, das hörte ich deutlich, und ebenso deutlich erkannte ich die Stimme meines Herrn, der von einem bösen Traume gequält zu werden schien. Schnell raffte ich mich auf, warf meinen Mantel über und hatte schon die Klinke der Kammerthür in der Hand, als — ein Pistolenschuß fiel und ein Schrei und ein gellender Hülferuf. — Ach! Herr Doktor, ich kann Ihnen die nun folgende Scene unmöglich mit ausführlicher Genauigkeit beschrieben, das wäre zu grausam gegen mich und gegen Sie selbst. — Genug, als ich in die Kammer trat, schwamm der Hauptmann in seinem Blute. Mein unglücklicher Herr aber saß aufgerichtet in seinem Bett, die mörderische Waffe noch in der Hand haltend und mit stieren weit geöffneten Augen vor sich hinblickend. Der Capitain war in den Hals geschossen und

noch nicht völlig todt. Er winkte mich zu sich und was ich aus den einzelnen, mit Todesröcheln vermischten Worten des Sterbenden und aus den verworrenen Ausrufungen meines Herrn, so lange der Wahnsinn noch nicht vollständig in seinem Hirn ausgebrochen war, abnehmen konnte — war ungefähr Folgendes: Den Herrn Lieutenant hatte, wie ich vermuthet, ein gräßlicher Traum gequält. Seine erhitzte Phantasie mochte ihm alle Greuelscenen des Schlachtfeldes in möglichst grellen Farben vor die Seele geführt und noch einmal haben durchleben lassen. Zuletzt war auch der verstümmelte Kamerad erschienen und statt auf den fehlenden Beinen einher zu schreiten, hatten zwei häßliche Krokodile ihn an das Bett meines Herrn getragen. Das Traumbild hatte ihn dann abermals um die Wohlthat einer tödtenden Kugel beschworen und die Furcht vor den immer näher kommenden Scheusalen mochte entweder den qualvollen Traumzustand des Geängsteten in wache Schreckbilder verwandelt oder auch den Trug des Traumes in Folge der ungeheuern Nervenaufregung, die er veranlaßt, zum Gefühl der Wirklichkeit gesteigert haben. Genug, mein armer Herr hatte eine der geladen neben ihm auf einem Tische liegenden Pistolen ergriffen und sie gegen das Phantom seiner erhitzten Phantasie abdrückend — war er zum Mörder seines Freundes geworden, der von dem ängstlichen Stöhnen des Träumenden erweckt sich im Bett aufgerichtet und so eben recht bequem der abgeschossenen Kugel zum Ziel gedient hatte."

„Lassen sie mich von Allem, wie es nun kam, schweigen" — fuhr der treue Heinrich nach einem kurzen Stillschweigen,

während dem er mit Anstrengung seinen durch die Erinnerung neu belebten Schmerz niedergekämpft, in seiner düstern Erzählung fort — „ich könnte Ihnen doch das Entsetzen meines guten Herrn, als er seinen Freund von seiner Hand getödtet vor sich liegen sah, unmöglich beschreiben, sein Verstand ging darüber zu Grunde und außer mir durfte es Niemand wagen, ihm zu nahen. Mit Gefahr meines eigenen Lebens und dennoch nur durch ein Wunder gelang es mir, ihn ungefährdet zu seiner Familie zu bringen. Aber die Aerzte, die nun zu Rathe gezogen wurden und Anfangs noch einige Hoffnung zu seiner Heilung gaben, erklärten ihn bald für unheilbar und seine Familie beschloß, ihn hierher in die Irrenanstalt zu bringen. Wie hätte ich aber nun, da er unter den fremden Menschen meiner erst recht bedurfte, den geliebten Herrn verlassen und ihn vielleicht preiszugeben wissen mögen der rohen Behandlung dieser fühllosen Krankenwärter. Ich begleitete ihn in sein trauriges Asyl, ertrug und duldete bisher mit ihm, was Gott über den Unglücklichen verhängt, und suche ihm seine Leiden, soviel als in meinen Kräften steht, zu lindern. Er hat nur selten und nur in den heißesten Tagen Anfälle wirklichen Wahnsinnes, dann aber — o Herr, das ist ein schrecklicher Anblick für mich, dann wird er in den Zwangsstuhl oder doch wenigstens, wie dies vor einigen Tagen erst geschehen ist, in die Zwangsjacke gepreßt. Anfangs konnte ich das ohne Thränen kaum mit ansehen, aber ich habe deshalb doch immer treu bei ihm ausgehalten, ihm Speisen und Trank zum Munde geführt und den Schweiß

von seiner Stirn getrocknet, denn es dünkt mich doch, als sei dies nicht die rechte Liebe, die aus Verzärtelung gegen sich selbst in der Zeit der Noth nicht ausharrt bei dem Leidenden und allzugroße Reizbarkeit des Gefühls vorschützend die Schmerzen und Uebel, die der Freund tragen muß, aus falschem Mitleid nicht einmal sehen zu können sich getraut. Das heißt meiner Meinung nach dem Kranken den Pfühl unter dem Haupte wegziehen, damit er nicht daran denken soll, daß er im Bett liegt. O Herr Gott! diese falsch verstandene kränkelnde Empfindsamkeit, die sich ihrer schwersten aber heiligsten Pflichten entzieht, hat mich schon manchmal irre an den Menschen gemacht. —"

Ich schloß den braven ehrlichen Heinrich, der als Diener in aufopfernder Liebe für seinen Herrn so manchen Sohn und Bruder beschämte, mit Rührung in meine Arme und — was soll ich es leugnen — ich konnte mich der Thränen nicht enthalten. Die seltene Treue dieses einfachen Menschen, der sich nun schon volle zehn Jahre hindurch in den traurigsten Verhältnissen hier im Irrenhause bewährt, und der Gedanke an das tragische Schicksal der beiden mir einst befreundeten Männer foderte gebieterisch diesen Tribut der Natur, den manche sein wollende Stoiker an dem Manne weibisch finden wollen. Aber dem ehrlichen Heinrich schien mein Mitgefühl unendlich wohlzuthun, und er gestand mir endlich, daß dieser Mangel an Theilnahme allein es sei, was ihm den Aufenthalt in diesem Hause des Unglücks recht traurig mache. „Nun und dennoch" — schloß er seine rührenden Geständnisse — „darf ich an den Tod

meines guten Herrn gar nicht denken, ohne daß es mir fast das Herz brechen will. Ich weiß, das Leben ist ihm eine Qual, aber ich habe ja dann doch Niemand im Leben mehr, der meiner bedarf und nicht für Geld und Befehl dieselben Dienste, die ich ihm leisten kann, auch von einem Andern gethan erhält. Das ist aber ein recht trauriger Gedanke, lieber Herr, nicht viel Besseres als ein zur Bequemlichkeit gemiethetes Stück Meuble zu sein. Ach und der Herr Doktor hier in der Anstalt prophezeit doch den baldigen Tod des Kranken — und ich weiß nicht, ob ich es mir wünschen soll, ihn zu überleben."

Die im Zimmer des Kranken gezogene Klingel machte mir das Anerbieten, welches ich als Antwort dem braven Heinrich auszusprechen gedachte, vor der Hand unmöglich. Der unermüdliche Diener eilte zu seinem Herrn und ich begab mich, da ich nicht wußte, ob meine Anwesenheit in dem engen Raume der Wohnung nicht störend sein möchte, wieder hinunter in den Hof, wo die niedere Klasse der unschädlichen Kranken umherwandelte. Hier beschloß ich noch eine Weile zu warten, bis Heinrich vielleicht mit seinem Herrn wieder sichtbar würde, um Beide noch einmal zu sehen und besonders um mit Ersterem noch einige Abschiedsworte wechseln zu können. Kaum war ich einigemal in dem Hofraum auf- und abgegangen, als Fremde erschienen, die die Anstalt sehen wollten. Es waren zwei ältliche Herren, eine Dame in mittleren Jahren und eine junge, vielleicht am Ausgange der zwanziger Jahre stehende Dame, die sich ängstlich an den Arm wahrscheinlich ihres

Vaters schmiegte. Die Gesellschaft mußte sich nun eine kleine Weile gedulden, bis der von dem Direktor zu ihrer Begleitung herbeigerufene Aufseher erschien, und sie erwarteten also unweit der Thüre, die zu den Wohnungen und Bädern der Kranken führte, den versprochenen Begleiter. Noch ehe aber dieser erschien, trat Heinrich, seinen kranken Herrn am Arme, durch die Thüre in den Hof. Eben richtete die junge Dame, die mit dem Rücken nach dem geisteskranken Dellenborn gekehrt stand, eine Frage an einen der Herren und wendete sich dann mit dem Gesicht gegen die Thüre. Während der wenigen Secunden, daß dies geschah, hatte ich den Kranken nicht aus den Augen verloren. Schon bei dem ersten Tone jener weiblichen Stimme verbreitete sich ein jähes Roth über sein Gesicht, sein Auge verlor den traurigen Stempel des Wahnsinns, der ihm fast in demselben Augenblicke noch aufgeprägt gewesen war, und als die Dame bei der Wendung, die sie gemacht, dicht vor ihm stand — stürzte er mit dem Ausrufe „Anastasia" zu Boden und — eine Leiche richtete Heinrich seinen Herrn in seinen Armen empor. Später erfuhr ich, daß die junge Dame, deren Stimme in dem Seelenleben des Kranken eine so ungeheure Wirkung hervorgebracht, in der That Anastasia von Halm, Dellenborn's frühere Verlobte und die Schwester jenes verstümmelten Offiziers gewesen war, der als Traumgestalt Reinhardt's Tod veranlaßt. Die Liebe war, wie oft im Leben, auch hier zum zündenden Funken einer Erinnerung geworden, die dem Wahnsinnigen das Licht des Bewußt-

seins einen Augenblick lang zurückgegeben, um ihn dann vom irdischen Gefühle seiner Leiden schnell und schmerzlos dem Aufgang einer schöneren ewigen Sonne zuzuführen.

Später jedoch enthüllte sich mir durch einen Sterbenden ein beide Familien betreffendes Geheimniß, das mich tief bewegte. Reinhardt's Vater hatte einst in jugendlichem Uebermuth an der älteren Schwester des armen Dellenborn gefrevelt. Sie starb, einen todtgeborenen Knaben im Arm, unter dem niedern Dach ihrer Amme, die der theuren Milchtochter die Augen schließend eine gräßliche Verwünschung gegen Reinhardt's Familie und Nachkommenschaft ausstieß. Die alte Unglücksprophetin im Walde war jene Wendin, die Amme der hingeopferten Dellenborn, gewesen, die, durch die Verheerungen des Kriegs obdachlos im Walde umher irrend, mit ihrem sybillinischen Spruche den armen Reinhardt innerlich mehr erschüttert, als er äußerlich kund geben mochte. Sie stand in der ganzen Umgegend im Rufe geheimen Verkehrs mit ungekannten Naturkräften, welchem Rufe der Zufall oder die slawische Schlauheit der Alten oft förderlich in die Hände gearbeitet zu haben schien. Daß sie uns Wundärzten meistentheils mit vielem Glück in das Handwerk pfuschte, daß in ihrem Blicke eine unheimliche Magie, in ihrem Seelenleben aber jene divinatorische Kraft des Weibes, die eben das Räthselhafte in dem Weibe ist, bis zum Dämonischen gesteigert, vorwaltete — diese von mir später selbst erprobten Thatsachen erklären viel, wenn auch nicht Alles, an jenem unheimlichen Zusammentreffen im Walde.

Seit Dellenborn's Tode lebt der ehrliche Heinrich bei mir, und wenn ich dem guten treuen Menschen einmal einen rechten Gemüthsschmaus bereiten will, so erlaube ich ihm, eine Stunde lang von seinem seligen Herrn zu erzählen. Aber obgleich er vom frühen Morgen bis spät des Abends auf den Beinen und in meinem Dienste thätig ist, obgleich ich gewiß sein kann, daß er nicht murren würde, wenn es mir etwa um Mitternacht einfiele, ihn an das entfernteste Ende der Stadt zu schicken, so ist doch die ehrliche Haut noch keineswegs zu überzeugen, daß er mir, wie dies wirklich der Fall ist, *unentbehrlich* geworden sei, und ich glaube, er sähe mich für's Leben gern einmal krank, nur um mir dann seine Dankbarkeit und unermüdliche Sorgfalt so recht aus dem Fundamente beweisen zu können.

Gift und Gegengift.

Den brieflichen Mittheilungen eines Arztes nacherzählt.

Ja, ja, liebster Sonnenfels, Sie haben recht gelesen, das Unglaubliche ist geschehen. Natalie Halm ist von ihrem Siegeswagen herab in das schlichte Ehestands-kabriolet gestiegen. Sie hat zu Gunsten Eines Mannes ihre sogenannte Herrschaft über unser ganzes Geschlecht und noch mehr: sie hat ihren hyperbolischen Phantasien in Bezug auf eine etwa mögliche Heirath entsagt. Der Mann, dem die schöne Halm ihre Hand gegeben, wird weder ihre Unabhängigkeitsgrillen in der Ehe so unbedingt gelten lassen, als die liebenswürdige Sirene es sich einst in den Kopf gesetzt, noch hat er ihr jenes glänzende Loos zu bieten, wie das von Luxus und genährter Vergnügungs-sucht verwöhnte Mädchen es oft als Grundbedingung ehelichen Glückes phantastisch genug ausgemalt, zur un-übersteiglichen Schranke zwischen sich und ihren stillen Bewerbern aufgebaut.

Dr. Maienfeld, Nataliens jetziger Gatte, ist ein Mann von Charakter und was das in unserer zerrissenen, nach allen Seiten hin lavirenden Zeit, was das in dem wilden

farblosen Chaos unsers gesellschaftlichen Lebens sagen will, das brauche ich Ihnen wahrlich nicht weitläufig auseinander zu setzen. Einst, mein theurer braver Freund, begegneten wir uns oft am Kranken- oder Sterbebett und da reichte ja nicht selten ein Blick der Verständigung zum Austausch unserer Gedanken hin. Gott hat es gut, er hat es wahrhaftig sehr gut mit Ihnen gemeint, daß er Sie in Ihren patriarchalischeu Wirkungskreis eingewiesen, während ich die nebelgraue Atmosphäre des Städtelebens neben einer Berufsthätigkeit auf mir lasten fühle, an die ich nicht mit freier Wahl mich hingegeben. Sie ist eine heilbringende, segensreiche, trösteten Sie mich oft und werden diesen Trost auch in Ihrem nächsten Briefe gegen mich in das Feld rücken lassen. Wer leugnet das auch. Nicht meinen Beruf, nur mich, die dazu ungeeignete Individualität, das geschärfte Auge für das vor mir ausgebreitete Elend klage ich an. Mein Stand, die Ausübung meines Berufes, die Verhältnisse, in welche ich mittelst desselben zu den Familien trete, gemahnen mich gleichsam wie das Mikroskop, durch welches ich die andern unsichtbaren Gebrechen der Menschennatur zu beobachten genöthigt bin. Ich könnte Memoiren schreiben, welche die Mit- und Nachwelt als romantische Visionen hinnehmen würde, und doch brauchte ich kein Wort der Erfindung oder Ausschmückung der nackten Wahrheit hinzuzufügen. Besinnen Sie sich noch, liebster Freund, auf das besser gedachte als ausgeführte Gemälde des armen Bajazzo in seiner Scheune, von dem ich mich kaum

trennen konnte? Auf einem dürftigen Bündel Stroh bei einem armseligen Stümpfchen Licht saß der Epigone des die mittelalterlichen Höfe belebenden Narrenthums. Er zählt mit kummervoller Miene die paar kleinen Silber- und großen Kupfermünzen, welche der mühselige Abend ihm eingetragen. Auf seinen Knieen ruht ein bleiches abgezehrtes Kind; vor ihm sitzt — begierig nach dem trockenen Brod mit wenigen Speckschnitten in Bajazzo's Hand lauernd — der treue Gefährte seines kummervollen Lebens, der alte halb erblindete Hund. — Da sehen Sie — ich bin schreibend in die Erinnerung dergestalt versunken, daß ich das schwermüthige Bild leibhaftig vor mir sehend im Präsens spreche, wo ich doch nur an Gesehenes Sie erinnern wollte. Dieser Bajazzo scheint mir eine Symbolik unserer gesellschaftlichen Zustände, er scheint mir eine Warnungstafel für den Maßstab, den wir an fremdes Glück zu legen immer so bereitwillig sind. In dem Augenblick, da er mit den Kummerzähren der entbehrenden Armuth sein Kind betrachtet, sein Geld zählt und das knapp zugemessene Abendbrod mit dem hungernden Hunde theilt, in demselben Augenblicke lachen oder träumen Hunderte von den heitern Scherzen, womit der muntere Bajazzo einen bleiernen Winterabend ihnen verkürzt.

Ich überlasse Ihnen, liebster Sonnenfels, die Nutzanwendung meines Gleichnisses auf unser geselliges Leben. Sie haben schon so oft den Kern meiner geheimsten Gedanken aus der verschließenden Hülse gelöst, daß ich bei diesem Bilde — dem verlebendigten Schein und Sein —

einer näheren Erklärung um so mehr mich überhoben glaube, als ich jetzt zu der Familie Halm zurückkehre.

Sie haben Natalien aus der Taufe gehoben, ich weiß, welchen Antheil Sie an dem schönen, durch eine gewissenlose Erzieherin irre geleiteten Mädchen genommen. Sie, aber auch nur Sie allein sollen in das Geheimniß dieser plötzlichen Sinnesänderung, in das Geheimniß dieser Metamorphose von einer kalten herzlosen Kokette in eine sittsame Hausfrau eingeweiht werden. Sie geschah, wie alles Gewaltige, alles unmöglich Geglaubte, im Laufe weniger Stunden.

Unser Freund Halm litt an seiner ärztlichen Leibrente, wie er sein Podagra boshafter Weise zu nennen beliebt. Ich hatte versprochen, den einsamen Abend mit ihm zu verplaudern und stellte mich wortgetreu um die übliche Theestunde ein. Mit meinem Wagen zugleich fuhr auch die schwerfällige prächtige Karosse der Commerzienräthin Werther vor, die Natalien im letztverflossenen Carneval chaperonnirte, denn bemuttern wäre zuviel gesagt. Im Entree rauschte das heute strahlend schöne Mädchen in dem duftigen Gewölk ihrer eleganten Balltoilette mit graziöser Abschiedsbegrüßung an mir vorüber und ich alter Narr konnte es nicht lassen, stehen zu bleiben und der verführerischen Erscheinung nachzublicken, so lange ich nur noch ein Endchen ihrer flatternden Schärpe erspähen konnte. Und doch bin ich, wie Sie ja wissen, um fast drei Decennien über jenes glückliche Alter hinaus, wo wir Frühling und Liebe, Liebe und Schönheit nicht

gesondert denken, wo wir kein Band an den Gewändern eines schönen Mädchens ohne poetische Ideenverbindung betrachten können!

Halm empfing mich augenscheinlich in sehr trüber Stimmung, was mich um so mehr befremdete, als er sich gerade diesen Abend ganz schmerzfrei fühlte. Um ihn aufzuheitern, gedachte ich der Begegnung seiner reizenden Tochter und kitzelte seinen väterlichen Stolz, denn Natalie ähnelt ihm außerordentlich. Seine ganze Antwort war ein bitteres, mir durch Seele schneidendes Lächeln, ich fühlte mich jetzt auf unsicherem Boden.

Es bleibt — sprach mein armer Halm leise und tonlos vor sich hin — die alte Geschichte von dem Kummer, der, wenn er dahinter wohnt, an Niemandes Thür affichirt ist. Die alte Geschichte —

„Die ewig bleibet neu,
Ohn' daß, wem sie passiret,
Das Herze bricht entzwei."

Haben Sie eine unglückliche Liebe? scherzte ich, als der uns unterbrechende Diener mit seinem Plateau wieder abgetreten war, und ärgerte mich erst, als sie heraus war, über die Abgeschmacktheit einer für diese trübe Situation so gar nicht passenden Phrase.

O ja, zu meinen Kindern! seufzte unser Freund, meine alberne Neckerei trübsinnig beantwortend. Das jammervollste Herzeleid klang mir aus diesen fünf kahlen Worten durch das Ohr in die Seele — ich hätte Halm mit aufgehobenen Händen bitten mögen zu schweigen.

Es war, als ahne der unglückliche Vater so etwas von meinem egoistischen Wunsch: nicht hören zu wollen, was mir das Herz foltern mußte, denn er ließ mich nicht zu Worte kommen.

Ich hab's in verschwiegener Brust getragen bis heute, begann Halm mit fiebernder Hast, seine Herzensergießung, meine Kraft will mich jetzt verlassen. Ach, Doktor, ich bedarf der Theilnahme, vielleicht des Rathes oder Trostes eines redlichen Freundes, wie der ausgedörrte Boden des Regens. Sie sind der langjährige, in so manchen Prüfungen bewährte Freund meines Hauses und sind Familienvater wie ich — helfen Sie meinen Kummer mir tragen.

Ich reichte dem tief bewegten Manne meine Hand und in seine bekümmertes Auge schauend, sah ich, was ich ohne Erschütterung nie sehen kann — eine Thräne in der grauen Wimper eines Greises zittern.

Wie oft — nahm Halm nach einer schwülen Pause der Sammlung und Erwartung seine Erzählung auf — wie oft habe ich mein Glück als Vater dieser beiden Kinder preisen gehört und ich kann das begreifen. Beide gesund und vielleicht noch etwas mehr als wohlgebildet, geistig geweckt und was meinen Sohn anlangt, sogar vom Glücke begünstigt, wenn ich wie billig seine frühzeitige Anstellung als Regierungsrath, zur Hälfte seinen Kenntnissen, zur Hälfte einem glücklichen Zufall zuweisen muß. — Nun und Natalie? Armes Kind! daß du noch mit der Puppe spielend deine vortreffliche Mutter verlieren mußtest! —

Es würde mir zu viel Zeit und Ihnen wohl auch

die Geduld rauben, wenn ich Sie auf den Umwegen, auf denen unser Freund zum Ziele kam, ihm nachführen wollte. Sein Vaterherz sträubte sich, wie gegen etwas Unnatürliches gegen die Anklage seiner Kinder und mehr als einmal klammerte er sich an den morschen Strohalm des Trostes: daß Natalie eine sogenannte weibliche Schwachheit an Andern kaum begreifen, viel weniger sich verzeihen könnte. Und dennoch, jammerte er gleich nachher, wollte ich lieber eine aus Liebe Irrende in meine Arme schließen, wollte lieber die Thränen einer Büßenden trocknen, als dieses stolze kokette Mädchen ohne weibliches Herz vor mir stehen sehen. Sie denkt die Männer in ihrem kalten Hohn zu demüthigen und hat keine Ahnung davon, daß ihre Buße — vielleicht bald durch Selbstverachtung beginnen wird.

In meinen Augen war Natalie vielleicht weniger strafbar als in denen ihres Vaters. In ihrem noch nicht ganz vollendeten siebzehnten Jahre verlobte sie sich mit einem Offizier, ohne daß die Verbindung zu Stande kam. Der junge Mann war gerade das Gegentheil von Nataliens jetzigem Gatten. Er war leichtsinnig und charakterlos, obgleich jener momentanen Begeisterung und jenes romantischen Aufschwunges fähig, der je nach Umgebung und Verhältnissen entsittlichen oder sittlich heben kann. Die Bekanntschaft mit Natalien und die baldige Verlobung mit ihr — die den schönen talentvollen Mann mit dem Feuer erster Begeisterung liebte — entzog ihn für den Augenblick den Netzen einer Sirene, der selten ein Mann, gegen den sie ihre Künste spielen ließ, entging. Allein

eben deshalb entging auch Nataliens Verlobter diesen fein gewobenen Fallstricken, die ihre materielle Natur nicht ahnen ließ, für die Dauer so wenig, als mancher Verführte vor und nach ihm. Natalie entdeckte die Untreue ihres Verlobten. Sie schauderte von jetzt an vor einem Gefühl, welches sie über die Wahl ihres Herzens erröthen machte. Ihre Nebenbuhlerin war mindestens zehn bis zwölf Jahre älter als sie, und ihr getreuer Spiegel sagte ihr: nicht halb so schön. Was war es denn also, das den heißgeliebten, ihr verlobten Mann von ihrer Seite in die Arme jener Circe gelockt? — Eine leise Ahnung der Wahrheit schlich sich in die Seele, in die bis dahin reine Phantasie der Jungfrau. Sie erbebte.

Natürlich hatte Natalie dem Verlobten sein Wort zurückgegeben, und da sie nie wieder lieben zu können glaubte, wies sie in einer vertrauten Unterredung mit ihrem Vater jede fernere Bewerbung um ihre Hand ein für allemal zurück.

Um diese Zeit kehrte ihr älterer Bruder, Cecil, von einer längeren Reise in seine Vaterstadt zurück. Diese Reise hatte gleich der Hochzeitreise Neuvermählter den Uebergang von dem losgebundenen Universitätsleben zu dem sogenannten Philisterium bilden sollen und scheint von dem jungen Halm zur Bereicherung seiner Erfahrungen sowohl als seiner Kenntnisse benutzt worden zu sein. Nach Hause zurückgekehrt, bezog Cecil ein paar Zimmer im Hause seines Vaters und obgleich die Geschwister auf getrennten Corridors in ihre Zimmer gelangten, so wohnten doch

Beide Wand an Wand und eine zwar stets verschlossene, doch für den Horcher äußerst bequeme Tapetenthür verband ihre Wohngemächer.

Lassen wir über die Vermuthungen, die sich an diesen Umstand knüpfen, einen dunkeln Schleier fallen. Halm gestand mir mit nassem Auge, daß, seit Cecil in das Vaterhaus zurückgekehrt, Natalie wie umgewandelt sei. Sie scheint das Treiben des Bruders und seiner, gleich ihm, ich will nur sagen, etwas lebenslustigen Freunde mit dem Auge des Hasses und der Erbitterung betrachtet zu haben, einer Erbitterung, deren unheilvollen Samen die erste Enttäuschung der Liebe in ihr jugendliches Herz gepflanzt. Der verletzte Stolz des Weibes und jene schnell fertige Aburtheilung über die sinnlichen Vergehungen des Mannes, an welche ein jungfräulich reines Gemüth keinen Maßstab zu legen hat, vollendeten das Unglück dieses schwer getäuschten Herzens. Täuschung um Täuschung, Hohn um Hohn, und vor allem Vergeltung an dem treulosen Geschlecht scheint damals ihr Wahlspruch und die Basis ihrer schiefen Stellung zu der Männerwelt geworden zu sein.

Um den Kummer unsers Freundes mit ein paar harten, aber unabweislichen Worten Ihnen anzudeuten, muß ich gerade heraussagen, daß er den Schmerz hatte zu beobachten, wie die Geschwister einander — und zwar Jedes in dem Andern das ganze Geschlecht — verachteten. Cecil sah in seiner Schwester den verwerflichen Typus jener weiblichen Gefallsucht, die mit kaltem Herzen heiße Wunden schlägt, die verlockt, wo sie nicht gewähren,

verheißt, was sie nimmermehr halten will. Den eigenen Freund, den edlen biedern Maienfeld, warnte er vor der koketten Schwester und mußte dennoch sehen, wie die Schönheit, vielleicht auch die im Kerne noch unverdorbene Natur des unglücklichen Mädchens mächtiger über dem Freunde waltete, als die von dem verletzten Bruderherzen losgerissenen Warnungsworte. Sie spielte mit ihm wie mit jedem ihrer zahlreichen Anbeter und freute sich dieses Sieges doppelt, weil es eben ein doppelter, über einen noch unbesiegten stolzen Mann und über einen moralisirenden Bruder, war, dem sie kein Recht zum Sittenprediger zugestehen konnte.

An dem Abende, wo ich von unserm Halm in das Vertrauen dieser unseligen Familienzerwürfnisse gezogen wurde, hatte es eine Scene zwischen den Geschwistern gegeben, deren ungesehener Zeuge der Vater durch einen seltsamen Zufall gewesen. Der Auftritt hatte den unglücklichen Mann dergestalt erschüttert, daß jedes der verletzenden Worte, die zwischen seinen Kinder gefallen, wie mit einer scharfen Waffe in sein Herz gegraben schienen. Ich will Ihnen davon mittheilen, was ich behalten.

„Und wenn auch“, hatte Natalie gesagt, als Halm in dem vom Zimmer aus verschlossenen Alkoven getreten, „ich bin in meinem Rechte, denn Gott soll mich behüten, jemals zu heirathen“. Cecil hatte erst eine Weile geschwiegen, dann hatte er den Schlüssel zu der einzigen Ausgangsthür des Zimmers umgedreht, abgezogen und zu sich gesteckt. „Jetzt“, sagte er, „wirst du mich endlich einmal anhören müssen, ohne, wie es so deine Art ist, mit ein

paar gellenden Trillern über die Schwelle zu pirouettiren, wenn mein Text dir nicht gefällt. Setze dich oder meinetwegen rase auch im Zimmer umher, ich will das Bewußtsein haben, als dein älterer Bruder meine Pflicht gegen dich geübt zu haben, denn unser Vater ist blind und schwach gegen dich wie ein Kind".

Natalie setzte sich nicht und rasete auch nicht im Zimmer umher. Mit gekreuzten Armen und mit der fanatischen Sicherheit einer scheinbar gerechten Sache, welche sie zu vertheidigen habe, senkte sie ihren kalten Blick in das flammensprühende Auge des Bruders. „Wer will mich vor sein Forum stellen?" — fragte sie mit kalter markerschütternder Ironie. „Ein Mann, der Herr der Erde, der zum Sklaven seiner von Gott und Rechtswegen sanktionirten Leidenschaften sich oktroyirt, wenn ein wenig Zeitungsterminologie hier erlaubt ist. Ich begreife schon, daß es Euch zuckt, die Hand der Vergeltung einem Weibe zu binden, das Euere Betheuerungen verlacht, Eure Liebe verwirft und statt Euerm Götzen der Eitelkeit als ein willkommenes Opfer zu fallen, durch ihre Sittenreinheit einen häßlichen Spiegel Eures Selbst Euch vorhält".

„Lästere die Tugend nicht, du kokettes Wesen", schrie Cecil, die Schwester mit roher Heftigkeit am Arme schüttelnd. „Das Mädchen aus dem Volke, das Liebe um Liebe tauschend dem Manne sich ergiebt, steht höher in meiner Achtung, als du, die kalten Herzens dennoch die Lüsternheit ihrer eitlen Sinne in Triumphen berauscht, die das ganze

Geschlecht im Auge des Mannes mit Schande bedecken. Eine sündigt und Tausende müssen dafür büßen.“

„Einer sündigte an mir, und den Samen, den er gestreut, pflegtest du selbst, seit ich dein Treiben und das deiner Freunde beobachtet“, sprach Natalie, den Zürnenden unterbrechend. „O, Ihr Verräther an Frauenehre und Freundespflicht, wenn Euer bestochenes Auge dem Edelwild, das arglos Eure Wege kreuzt, nachhetzt — Ihr Pharisäer, die faustdick den Balken im Auge tragen und blind gegen die eigenen Gebrechen das Splitterrichteramt an dem schutzlosen Geschlecht zu üben sich für berufen halten. Ich auch fühle mich berufen, die Minerva zu sein, die Euch das Medusenhaupt Eurer Nichtswürdigkeit entgegenträgt“.

„Minerva nicht, sprich Amazone“, kreischte der vor Zorn schäumende Bruder. „Wie du da vor mir stehst mit den bläulich gerötheten Wangen, der gefalteten Stirn und dem hyänenartig funkelnden Auge, hast du alle edlere Weiblichkeit abgestreift und ich wünschte nur, Maienfeld sähe dich so, er würde sicher von seiner thörichten Raserei für eine Unwürdige geheilt“.

„Sage mir doch — um von der Unweiblichkeit auf die sanfteste Weiblichkeit abzulenken“ — nahm Natalie nach kurzem Schweigen mit eisiger Kälte das Wort, „was unserer Nachbarin, der schönen und liebenswürdigen Marianne Solm, geschehen sein mag. Das Mädchen welkt seit einigen Wochen wie eine geknickte Blume und konnte doch vorigen Herbst noch zwischen den Rosen und Lilien,

die vor ihrem Fenster blühen, Versteckniß spielen, man hätte die Wange von den Topfgewächsen kaum unterscheiden mögen".

„Nun es giebt eben jetzt weiße Rosen und gelbe Lilien auf dem Madonnengesichtchen dieser kleinen heuchlerischen Jesuitin", entgegnete der Gefragte mit schneidender Bitterkeit. „Vieles Rechnen, Berechnen und Kultustreiben vor dem Götzen irgend einer der hundertfältigen Weibereitelkeiten und Weiberlaunen, erschlafft den Teint wie die Seele, verlöscht das Feuer im Auge und die jungfräuliche Schamröthe auf der Wange. Nimm dir ein Beispiel an der schönen koketten Heiligen, du schöne kokette Schwester mit dem matten Herzen, wie jene; brauchen kannst du es".

„Mir träumte gestern von dem Mädchen", sprach Natalie, des Bruders derbe Grobheit mit stolzer Ruhe ignorirend. „Ein leichtsinniger Genußmensch — so träumte mir — habe seine Augen auf das schöne sittlich reine Mädchen geworfen und sich in ihr Herz geschlichen".

„Sind die Mädchenherzen im Traume so durchsichtig?"

„Von klarem Krystall, wie im Leben. Ein Gifthauch trübt, eine unsanfte Berührung bricht sie".

„Notire dir die Phrase für irgend ein Album. Schön stilisirte Lügen machen auf einem Blatte Papier mehr Effekt, als vor kundigen Ohren".

„Mein Traum ist noch nicht zu Ende. Als Marianne in dem Manne, den sie zu lieben begann, einen gemeinen Vergnügling erkannte, wandte das edle enttäuschte Mädchen ihm den Rücken".

„Und ihre verführerischen Augen einem reicheren Bewerber nun ihre Gunst zu. Nicht wahr, so endete dein Traum?“

„Nicht ganz so. Die hellen glanzvollen Augen erloschen und blaue Ringe zogen sich unter ihnen hin. Der Kummer, der heiße Kampf des Herzens mit der stolzen Seele nagte an der jungfräulichen Blüthe ihrer Schönheit, während eine gefällige Soubrette vom Tivolitheater mit glücklichem Erfolg die Tröstung des Elenden übernahm, der — ja der so erbärmlich doch wohl nur in einem Traume auftreten kann, nicht wahr, Cecil?“ —

„Wahr, wenn dein Traumideal nur eben auch eine Wahrheit sein könnte. Komm auf reellen Grund und Boden, mein Kind, da wollen wir unsern Strauß ausfechten“.

Mit raschem Griffe nahm Natalie den kleinen Handspiegel von der Toilette und hielt ihn ihrem Bruder vor die Augen. „Da schau einmal“, rief sie mit kaltem Hohne, „ich habe mir den Mann aus meiner Traumerinnerung porträtirt. Ist er es wohl werth, daß ein schönes tugendhaftes Mädchen sich seinetwegen in das Grab weint?“ —

„Sie werden ein wenig impertinent, mein Fräulein Schwester“, entgegnete Cecil mit erzwungenem Lachen. „Wenn wir heute vom Balle nach Hause fahren, so beuge dich an der Ecke der Friedrichstädter und Marienstraße links aus dem Wagen. Da wirst du Nummer 8 in der zweiten Etage ein paar Fenster matt erleuchtet

sehen, hinter deren dunkeln Gardinen du deine vestalische Traumgöttin nur getrost suchen magst. Baron Hartenstein wohnt dort".

„Nichtswürdige Lüge!" schrie Natalie außer sich vor Entrüstung. „Zum Verrath auch noch die Verleumdung und welche schamlose Verleumdung. Was that ich meinem Schöpfer, daß dieser mein Bruder geworden ist!" —

„Du wirst gleich mit mir versöhnt sein, mein Engel, wenn ich hinzufüge: Marianne Solm nennt sich jetzt — zwar ohne Willen und Wissen ihrer braven Mutter — doch Baronin Hartenstein".

„Unmöglich, ganz unmöglich das", rief Natalie wie vor einem Gespenst abwehrend. „Dieser wüste Roué mit dem ausgedörrten Körper und den ausgebrannten Lichtern seiner Augen, wie seiner Seele — Mariannens Gatte! — O Gott, Gott, was hätte denn die Aermste in einem früheren Dasein so Entsetzliches verbrochen, um diese Höllenbuße erleiden zu müssen?"

„Sie ist eben ein Weib, wie Ihr Alle. Wer von Euch sieht Prostitution in einem unsittlichen Beweggrund der Ehe? — Wer von Euch schließt nicht heldenmüthig die Augen vor einem Moorschlammbade, wenn sie in dieser unsaubern Taufe den Namen einer Baronin und zwar der reichen Baronin Hartenstein erhalten kann? — Geh' in dich, Schwesterchen, und setze den Fall, du seiest arm, zu Arbeit und Entbehrung verdammt, wie Marianne Solm, und hättest bessere Tage gesehen, wie jetzt auch sie und ihre Mutter".

„Worauf gründest du deine Vermuthung", durchschnitt

Natalie mit eisiger Kälte die gewagte Beweisführung ihres Bruders.

„Ganz einfach auf des Barons eigene Worte und meine eigenen Augen. Hartenstein ist ein Geck, der nicht so leicht etwas verschweigen kann, wenn er, sich ein wenig interessanter zu machen, vor hat. Schon seit geraumer Zeit kokettirte er mit dem ominösen goldenen Reif am Finger, sprach des Breiteren von dem immer fühlbarer werdenden Bedürfniß flotter Lebemänner in gewissem Alter nach einer ehelichen Pflegerin, verließ oft lange vor Mitternacht den grünen Tisch oder den muntern Kreis der Freunde und deutete so plump verblümt auf Hymens geheiligte Pflichten, daß man hätte ein Barbar sein müssen, hätte man dem Narren nicht den Gefallen thun wollen, zu fragen: Eh bien, warum denn so geheim? — Geheime Bande, süße Bande, lautete alsdann die Erklärung, noch weiß Mamma nichts von der im Geheimen vollzogenen Trauung, die niemals geschehen zu lassen die alte Dame sich hoch und theuer vermessen. Welche Liebe muß das also gewesen sein, die in Gottes Namen die Mutter einem Hartenstein geopfert“.

„Aber sagte denn der Baron mit klaren dürren Worten das Unglaubliche, daß Marianne Solm seine Frau sei?“

„Nein, denn vermuthlich soll Mamma Solm erst, wenn eine doppelte Ueberraschung möglich, mit dem einfachen Glücke: Großmutter Baron Hartensteinischer Kinder zu sein, überrascht werden. Das Geheimniß muß also vor der Hand noch gewahrt bleiben. Nein bitte,

laß mich noch ein paar Worte hinzufügen, dann bist du deiner Gefangenschaft los. Du kannst deine holde Protegée allabendlich zwischen zehn und elf Uhr mit dem ihr anvertrauten Hausschlüssel die Thür öffnen und dieselbe hinter sich wieder verschließen sehen und hören. Den jungen Gemahl durch ihre Küsse den um sie verlassenen Pharaotisch vergessen zu machen ist ja eine soidisant heilige Pflicht einer Neuvermählten. Visionen sind so wenig meine Sache als Illusionen. Viel Vergnügen auf heute Abend, schöne Schwester!"

Nach einem langsam hingeschlichenen Abend voll der traurigsten Betrachtungen über die Zerrissenheit unserer geselligen und namentlich sittlichen Zustände trennte ich mich von Halm. Da ich die liebliche Marianne Solm und den Zweck ihrer nächtlichen Wanderungen kannte, schmiedeten wir einen Plan, der beide Geschwister durch Eine Arznei zu heilen berechnet war. So saßen wir denn und sprachen und projektirten uns in unseren Hoffnungen hinein, bis Mitternacht vorüber. Seltsame Fügung des Schicksals! Während wir so bei einander gesessen und gegrübelt, an welchen unsichtbaren Fäden diese geliebten Kinder unsers armen Freundes von dem verkehrten Unglückswege, auf dem sie wandelten, wol am besten zurückzuführen sein möchten — hatte die Vorsehung schon unsere Rolle übernommen und griff mit gewaltiger Hand fördernd in unsere Pläne.

Unten auf der Hausflur begegnete mir ein Bote, der mich zu einer meiner sensibelsten Kranken, zu der ver-

witwen Majorin Gerstenfeld rief. Die Dame, das muß ich meiner weitern Erzählung vorausschicken, wohnte an der Ecke der Friedrichstädter und Marienstraße Nr. 8. Sie war eine von jenen Kranken, deren Körper durch das Gemüth vergiftet, deren Leben ein Vegetiren, deren leidender Zustand eine von jenen Qualen ist, „die Elend läßt zu hohen Jahren kommen". Auf jener im weiblichen Leben so verhängnißvollen Scheidelinie zwischen Jugend und Matronenalter stehend, litt die unglückliche Frau einmal durch den Rückblick auf ihre Vergangenheit und mehr noch durch die Ahnung der freudelosen Zukunft, welche ihre dunkeln Pforten der Beklagenswerthen öffnete. Seit einigen Wochen hatte ihr überreiztes Nervenleben sogar den letzten Damm der geistigen Opposition durchbrochen, indem die fast stumpfsinnige Lethargie, welche ihr das goldene Sonnenlicht des Tages zur Nacht umschuf, wiederum des Nachts in irrlichternde Visionen sich verwandelte. Ich will den Ereignissen dieser für die Halm'sche Familie so verhängnißvollen Nacht nicht vorgreifen und schweige also für jetzt von den früheren Schicksalen der verwitweten Majorin Gerstenfeld.

Als ich zu der Wohnung meiner Kranken kam, überraschte mich schon von fern ein heller Lichtglanz, der auf dem Raum vor ihrem Hause sich verbreitete. Kaum glaubte ich meinen Augen trauen zu dürfen, als ich die vier Personen, welche ich in einen für meine beabsichtigte Krisis unentbehrlichen magnetischen Rapport zu einander bringen wollte, hier auf offener Straße vereinigt sah.

Die eine Jalousie des erhöhten Erdgeschosses, welches die Majorin der bequemen Benutzung des Gartens wegen bewohnte, war geöffnet und zwischen den weißen Gardinen stand sie selbst, vom Lichte des hinter ihr brennenden Moderateurs geisterhaft umflossen. Von einer röthlichen Linie auf der Haut scharf abgegrenzt schnitt das mir wohlbekannte, zu ihrer Geisteskrankheit in Verbindung stehende schwarze Band, welches sie um den Hals trug, tief in das Fleisch. Ihr zur Seite, gleich einem guten Genius, der seinen heiligen Beruf übt, stand — um es nur gerade heraus zu sagen, denn ich schreibe keinen auf Ueberraschungen zielenden Roman — Marianne Solm, die ängstlich bemüht war, die Kranke vom Fenster zu entfernen oder wenigstens eine Hülle über ihre leichte Nachtkleidung zu schmiegen, welche die Kranke doch mit heftiger Bewegung so oft wieder von sich schleuderte, als sie ihr von Mariannen und der Zofe umgelegt wurde. Das ungewöhnlich lebhafte Wagengeräusch, welches der heutige Ball der Victoria veranlaßte, und ein sehr bedeutender, durch Sorglosigkeit ihrer Zofe von der Kranken begangener Diätfehler hatten die beklagenswerthe Frau unter den Einfluß nervösen Deliriums gebracht, das, hätte sie nicht im Erdgeschoß gewohnt, vielleicht durch einen Sturz aus dem Fenster ihrem traurigen Leben ein Ziel gesetzt haben würde. Als sie nun aber mit der solchen Kranken in der Regel eigenen Muskelüberreizung die Jalousie geöffnet, als sie einen ihr ganz unerwarteten Lichtglanz auf sich eindringen und einige fremde Menschen nach ihr gaffen gesehen, da

verwirrten sich ihre krankhaften Sinne immer mehr; sie rief um Hülfe und nannte, von ihren wirren Phantasiegebilden geängstigt, einen Namen, bei dessen Nennung ein herzzerreißender Schrei aus einem dicht unter dem Fenster der Majorin haltenden Wagen drang.

Ich eilte nun in das Zimmer der Majorin, zog sie vom Fenster zurück und sah, als es geschlossen wurde, nur noch mit einem flüchtigen Blicke nach dem vorhin schon erkannten Cecil, der mit dem Auge eines zerknirschten Sünders zu Mariannen, wie zu einer Heiligen, aufschaute.

Am folgenden Morgen wurde ich, wie sich denken ließ, in das Halm'sche Haus beschieden. Natalie lag zu Bett und hatte Fieber. Dennoch erkannte ich sehr bald, daß heute weit mehr der Freund als der Arzt des Hauses gerufen worden sei, und knüpfte an Nataliens Geständniß, sie sei die Dame im Wagen gewesen, meine Mittheilungen über die Vergangenheit der Majorin. Der Name, der in dem Delirium meiner Kranken eine Hauptrolle spielte, war der von Nataliens früherem Verlobten, sie aber seine Verführerin. Als das Verhältniß eine Zeit lang gedauert, hatte sie während einer Badesaison den gichtbrüchigen, aber sehr reichen Major Gerstenfeld kennen gelernt und geheirathet, was natürlich in dem zärtlichen Verhältnisse der Liebenden keine merkliche Veränderung bewirkte. Allein der jüngere Bruder des Majors, ein geübter Pistolenschütze, kam hinter das nur oberflächlich gewahrte Geheimniß und fand es zu Wiederherstellung seiner Namensehre für zweckmäßig, den dummen Streich seines Bruders

durch eine Herausforderung des Liebhabers seiner Schwägerin erst noch in das volle Licht zu setzen. Die Majorin, welche von dem Zweikampfe nebst Ort und Stunde, wo er stattfinden sollte, Kenntniß erhalten, kam eben noch zur rechten Zeit, um den Todeskampf ihres Geliebten zu sehen. In einer Regung von Gewissensangst und Mitleid — denn geliebt hatte sie ihn wohl so wenig als seine Vorgänger — beugt sie sich weinend zu ihm nieder, fühlt aber in demselben Augenblicke den Arm des Sterbenden krampfhaft um ihren Hals geschlungen. Mit der letzten Anstrengung eines zum Tode Getroffenen richtet er sich auf und hat ihr Etwas in das Ohr geflüstert, das Niemand gehört und sie selbst Niemandem vertraut. Einen gellenden Schrei ausstoßend, ist sie damals mit dem Sterbenden zugleich, immer noch krampfhaft von ihm umschlungen, zu Boden gesunken und in einem heftigen Nervenfieber wieder erwacht. Mit ängstlicher Geberde hat sie ihre Wärterinnen beschworen, ihr den Strick, der sie wund gerieben, vom Halse zu schneiden und in einem nicht hinlänglich überwachten Augenblicke hat die Fieberkranke sich eines Messers bemächtigt, um von dem vermeintlichen Stricke sich zu befreien. Eine kleine Narbe unter der linken Seitendrüse ist der hart gestraften Frau als Erinnerung an den durch sie Geopferten und an seine Gott weiß wie schrecklichen Abschiedsworte zurückgeblieben. Bald darauf, obgleich erst nach vollzogener Scheidung, ist auch der Major Gerstenfeld gestorben und hat ihr — eltsame Ironie eines beleidigten Ehemanns — ein schwarzes

Sammtband mit der testamentarischen Verfügung vermacht: sie möge die Blutflecken am Halse damit überdecken. Scham, Rückerinnerung und Gewissensskrupel, vielleicht auch noch die hinzutretende wirklich raffinirte Grausamkeit eines Mannes, der es sich in den Kopf gesetzt, seine Vorgänger zu rächen — kurz jenes tragische Verhängniß, das entsühnend jeder Schuld folgt, ereilte die Unglückliche unaufhaltsam. Sie fiel in eine düstere Schwermuth und war nicht zu bewegen, das fest um den Hals geknüpfte Band auch nur auf kurze Zeit zu entfernen. Als man es einmal an der Schlafenden versucht, war sie nach einer krampfhaften Zuckung erwacht und ihr Zustand hatte sich augenblicklich dergestalt verschlimmert, daß man den Versuch einer Befreiung von dem scharf in das Fleisch einschneidenden Bande nicht wiederholt.

Als ich Natalien noch etwas detaillirter, als ich sie hier wiederholt, die Schicksale der Majorin mitgetheilt, als ich mit der Bemerkung geschlossen, daß diese jetzt so unglückselige Frau, wie ich von einem Freunde gehört, noch vor fünfzehn Jahren nur ein schönes, kokettes und auf ihre Triumphe eitles Mädchen, von sonst unbescholtenem Rufe gewesen — da verhüllte sie ihr Gesicht und winkte mir die Bitte zu, sie zu verlassen.

Draußen aber wartete schon Cecil und bat mich, ihm in sein Zimmer zu folgen. „Ich beschwöre Sie, Doktor", rief er, als wir in den vier Wänden geborgen waren, „wie lange verwaltet Marianne Solm dieses beschwerliche

Krankenwärterinnenamt und wie kommt sie überhaupt dazu?" —

„Durch mich", antwortete ich ziemlich trocken.

„Durch Sie? — Aber die Gerstenfeld und Mariannens Mutter kennen sich nicht einmal den Namen nach, das weiß ich bestimmt".

„Ganz recht. Die alte Solm weiß auch gar nichts von diesem Diakonissenamt, das ihre Tochter verwaltet, und darf nimmermehr etwas davon erfahren".

„Wie?" —

„Aber das kann Sie doch gar im mindesten nicht interessiren und ich gestehe Ihnen offen, daß ich die Geheimnisse der Familien, in denen ich ein- und ausgehe, nicht gern auf der Zunge trage. Nehmen Sie Ihre Pulsatilla noch?" —

„Ich bitte Sie um Gottes willen, liebster Doktor, machen Sie mich nicht rasend", fiel Cecil mit einer Bebung der Stimme mir in die Rede, die ich dem leichtsinnigen Vergnügling kaum zugetraut. „Was ich nicht Jedem, ja ich will's nur bekennen, was ich keinem meiner sogenannten Freunde, aber auch meinem Vater nicht vertraut, das sollen Sie jetzt wissen. Ich habe Mariannen geliebt — geliebt, wie es mir im Grunde genommen in unserer Zeit und bei unsern Lebensansichten lächerlich dünkt, ein Mädchen zu lieben. In einer Familie, wo ich den Sohn des Hauses zuweilen besuchte, lernte ich das Mädchen kennen, denn der Sohn hatte auch eine Schwester. Später suchte ich, so oft es sich nur thun ließ, auf ihren sonntägigen

Promenaden, an Mariannen und ihre Mutter mich anzuschließen, wurde aber in so gemessener Ferne gehalten, daß meine Leidenschaft dadurch nur um so heißer entbrannte. Die Freunde, denen meine neue Flamme, wie sie es nannten, nicht entging, neckten und epikuräisirten so lange an mir herum, bis ich mich überreden ließ, Mariannens und ihrer Mutter Zurückhaltung sei nichts, als kokette Prüderie von der einen, Heirathsprojektmacherei von der andern Seite. Du mußt die Sache leicht nehmen und am rechten Ende fassen — mit diesem goldenen Sittenspruch für die erotischen Tändeleien unserer Tage rüsteten mich meine Freunde zu dem Kampfe gegen die List zweier klugen Frauenköpfe, wie sie es nannten. Maienfeld, der Einzige, der anders geurtheilt, anders gerathen haben würde, hatte nur Augen für Natalien, nur Sinn für den Schmerz, das eitle gefallsüchtige Mädchen seiner treuen edlen Liebe unwerth erkennen zu müssen. Nun kam es, wie es nimmer hätte kommen sollen. Ich wußte die Abendstunden, in denen Marianne aus den Familien, wo sie Unterricht ertheilte, nach Hause zurückkehrte, zu unseren Begegnungen so trefflich zu benutzen, daß Marianne bald keinen Fuß mehr weder am Tage noch des Abends ohne ihre Mutter aus dem Hause setzte. Wollte ich Beiden auf der Straße oder bei etwaigem Spaziergange mich anschließen, so wurde ich mit einer kalten Verbeugung und einem stolzen Blicke zurückgeschreckt, und jene Familie, in der ich das nun wirklich bis zur Raserei geliebte Mädchen kennen gelernt, besuchen sie gar nicht

mehr. Lange kämpfte ich mit dem Entschlusse, ob ich den Spott meiner Freunde geduldig hinnehmen und meinem Vater mit meinen Heirathsplänen bekannt machen oder in dem so oft bewährten Variatio delectat Trost und Heilung suchen solle; allein ich fühlte, die Arznei werde diesmal nicht anschlagen.

„Da kam ein anderes, ein probateres Heilmittel, wie ich meinte, und als es mir gereicht wurde, merkte ich für den Augenblick nicht, daß es mein Herzblut kostete".

Zeder und Zeus! donnerte unser alter Magister, wenn es mit dem lateinischen Pensum etwas schwül aussah. Ich schreibe Ihnen doch kein Drama, daß ich mir die Zeit mit Dialogisiren meiner Erzählung kürze. Sie können schon denken, was ich nun erfuhr und erwiderte.

Cecil hatte Mariannen mit dem Argusauge der Eifersucht beobachtet. Er hatte das rührendste Opfer ihrer Kindesliebe, das die Mutter, hätte sie darum gewußt, niemals angenommen haben würde, mit Hartenstein's geheimnißvoller Heirath in Verbindung gebracht, denn natürlich hatte er ihre abendlichen Gänge in jenes Haus gar bald entdeckt. Ein Mädchen, das dem Willen der Mutter sich abwendend diesem Manne sich verbinden konnte — schien ihm mit Recht verachtungswürdig als Tochter und Jungfrau. Der verwerflichen Eitelkeit: Baronin zu heißen, hat sie Kindesliebe, Herz und Seele geopfert, dachte er, denn eine reine Phantasie mußte in ahnungsvollem Grauen vor diesem Manne und der Zukunft seiner Gattin sich abwenden. Sie wollte nur

Schimmer, sie konnte rechnen und abwägen zwischen mir und ihm, während ich in ihr mich selbst verlor, mir geschah ganz recht.

Baron Hartenstein, der in der That einen sehr gewichtigen Grund hatte, seine heimliche Vermählung noch eine Zeit lang Geheimniß bleiben zu lassen, zu gänzlichem Schweigen aber ein allzu weibischer Charakter im schlimmsten Sinne des Wortes war, hatte bei Cecil's Andeutung auf die schöne Solm mit jenem Lächeln verneint, das in dergleichen Fällen immer mit Fug und Recht für ein Ja genommen zu werden pflegt und kommt es zur Entscheidung, doch als ein Ja geleugnet werden kann. Einmal reizte ihn zu diesem Verfahren die Eitelkeit des wüsten Lebemannes, der es allerliebst fand, zu dieser Schönheit vom reinsten Wasser noch in einem gewissen Phantasie-Rapport errungenen Sieges gebracht zu werden, und dann sicherte er sich sein und seiner äußerst unschönen und unliebenswürdigen Gattin Geheimniß dadurch um so besser. Der Nachtheil, der Mariannens Zukunft und ihrer Ehre daraus erwachsen konnte, kümmerte dem vertrockneten Egoisten natürlich im mindesten nicht. Allein der Frevel, daß Cecil sogar von Mariannens Verbindung mit Hartenstein innerlich durchdrungen, dennoch diese allabendlichen Gänge zu dem Gatten für möglich halten konnte, war nächst der blinden Eifersuchtsqual die wurmstichige Frucht seiner leichtsinnigen Genossenschaft und der in ihr geschulten Ansichten über weiblichen Sittenwerth.

In jener Ballnacht hatte der bitter gereizte Cecil

halb mit List halb mit Gewalt seine Schwester viel früher, als es ihr Wunsch gewesen, von dem Schauplatze ihrer koketten Grausamkeit gegen Maienfeld fortgeführt. An der Wohnung der Majorin angelangt, hatte er sich aus dem Wagen gebeugt, um seiner Schwester Hartenstein's Fenster zu bezeichnen. Da hielt plötzlich der Kutscher gleich zwei andern vor ihm herfahrenden Wagen, deren Insitzende nicht vom Platze weichen wollten, bis die abenteuerliche Nachtscene in dem von der Majorin bewohnten Erdgeschoß zu einer Lösung gekommen. Zwischen den Wagen drängten noch neugierige Fußgänger, namentlich aber die vorleuchtenden Diener mit den unverschämt nach der weißen Nachtgestalt emporgehobenen Laternen sich auf und ab. Allein neben der Kranken, hinter den aufgestoßenen Jalousien, wurde noch ein Madonnengesicht von dem blendenden Lichtglanze grell beleuchtet und in seiner von anstrengenden Nachtwachen angehauchten Blässe schämig geröthet, den Umstehenden und Sitzenden sichtbar. Auf Mariannen, die in dem Augenblicke, als Cecil sich aus dem Wagen beugte, der Fieber- und Gemüthskranken eine schützende Hülle umwarf, fiel das blendend grelle Laternenlicht und nun — errathen Sie wohl das Uebrige.

Es bleibt mir jetzt nur noch zu erklären übrig, wie das schöne junge Mädchen aus guter Familie zu diesem beschwerlichen Krankenwärterinnenamte gekommen. Mariannens verstorbener Vater hatte, obgleich sonst ein umsichtiger Kaufmann, doch mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe, eine Bürgschaft für den Bruder seiner Frau

übernommen, die verbunden mit dem Fallissement eines großen, in sein Geschäft ganz verzweigten Hauses in ihren Folgen den Zusammensturz des eigenen Wohlstandes vorbereitete. Solm erkrankte aus Kummer und Rathlosigkeit, wie die Zukunft seiner Familie wieder zu lichten sein möge. Eine in diesem Wirrsal der Verhältnisse eingegangene Verzweiflungsspekulation schlug gänzlich fehl, erlöste jedoch den schwer Erkrankten von einem Leben, das bei Solm's ohnedies schwermüthiger Gemüthsart ein Raub der bittersten Selbstanklage hätte werden müssen.

Natürlich brach nun über die zurückgelassene Witwe und Waise die ganze Trostlosigkeit eines Concurses herein, der Mutter und Tochter aus einem glänzenden Hausstande in die Dürftigkeit eines von ihrer Händearbeit gefristeten Lebens führte. Das aber war noch lange nicht das Schwerste von dem reich schattirten Unglück, das über Beide herein gebrochen war. Sie mußten von ihren Hausfreunden sich gemieden sehen, mußten den redlichen Geschäftsmann, den treuesten liebevollsten Gatten und Vater von dem schuldlos von ihm Benachtheiligten schmähen hören, mußten die sorgenvolle Armuth darbend über den Verewigten klagen hören und konnten doch so bittere, als gerechte Thränen nicht trocknen! —

Am drückendsten empfanden Mutter und Tochter das Schicksal einer armen, wie sie selbst, auf den Erwerb ihrer Hände angewiesenen Gläubigerin, die jetzt erkrankt, den Verlust einer kleinen Summe von fünfzig mühsam ersparten Thalern schwer empfand. Marianne sah, was

ihre Mutter um diese Verarmung schon der drückendsten Armuth litt. Sie sah, wie sie sparte und darbte, um jeden Pfennig zu erübrigen, den Thaler zu Abtragung dieser sie unsäglich peinigenden Schuld zurücklegen zu können. So treulich stand sie in ihrem Vorhaben, das sie ganz zu dem eigenen gemacht, der Mutter bei, daß ihre Augen unter der Anstrengung der feinen, aber doch allein noch lohnenden Arbeiten bereits mit jenem Nervenleiden sich umschleierten, wie es die Verzweiflung aller mit ihrem Unterhalt auf das kostbare Licht der Augen Angewiesenen ist.

Da vertraute mir das edle muthige Wesen unter Bitten und Thränen ihren Kummer. Ohne Wissen der um ihre Gesundheit und ihr Augenlicht bangenden Mutter durch nächtliches Arbeiten die so schwer ersehnte Summe zusammenbringen zu können, das hatte Marianne nun doch als eine Unmöglichkeit erkennen müssen, allein ein anderer Plan, den ich fördern sollte, war ihr gekommen.

Um mich nun endlich kurz zu fassen, so ging ich nach langem Sträuben auf die Bitten des braven Mädchens ein und verschaffte ihr die sehr einträglichen Nachtwachen bei der Majorin Gerstenfeld. Natürlich wurde ich zur Hälfte, die alte Solm aber ganz und gar mit dieser kindlichen Opferweihe hintergangen. Als gewissenhafter Arzt konnte ich nur eine Nacht um die andere in das beschwerliche Krankenwärterinnenamt für ein junges Mädchen, wenn auch von Mariannens kräftiger Gesundheit, willigen Allein die Kranke war unter ihrer Pflege ruhiger und

fügsamer als bei der zum Wechsel bestimmten Wärterin, und so willigte die Zofe der Majorin nur zu gern in den ihr so unschuldig scheinenden Betrug. Wie Mariannens Mutter über die nächtliche Abwesenheit ihrer Tochter getäuscht wurde, erzähle ich Ihnen später einmal, jetzt appelliren meine Finger doch einigermaßen gegen die lange Federübung.

Nun ist jene so schwül begonnene Ballnacht wirklich zu einem segensreichen Wendepunkt im Leben der Geschwister Halm geworden. Natalie hat mit ihrem Bruder ein von Niemandem belauschtes Zwiegespräch gehabt, nach dessen Beendigung sie Hand in Hand zum Vater gekommen und dessen Verzeihung für so manches Unsagbare, womit sie ihn gekränkt, erbeten haben.

Du lieber Gott! — da streiten und systematisiren Theologen und Nichttheologen, Priester und Laien, Gelehrte und Ungelehrte über Buchstabenweisheit und Verwerflichkeit des Rationalismus, über die alleinseligmachende Dogma des Glaubens und die irreligiöse Freigeisterei des spekulirenden Verstandes. Arme Menschenkinder, die so vieler Worte bedürfen, um den ewigen Gott der Liebe und Gerechtigkeit im Weltall herauszufinden — In jener bangen Mitternachtsstunde, in dem Angstschrei der Selbstanklage und Verzweiflung, der von den Lippen jener Unglücklichen zu Nataliens Ohr gedrungen, ist Gottes Stimme zu vernehmen, Gottes Milde zu erkennen gewesen. Uns Allen schlägt eine Stunde der Versuchung, eine Stunde des Abirrens vom rechten Wege; an uns Alle ergeht aber

auch ein Ruf und eine Warnungsstimme des ewigen Vaters der Liebe — unglücklich nur, wessen Ohr dafür verschlossen bleibt. Halm's Tochter, Ihre Pathin, lieber Sonnenfels, war seit jener Nacht eine Andere, eine zu ihrer eigentlichen Natur Zurückgekehrte. Beweis genug dafür, daß die edlere Weiblichkeit der eigentliche Maßstab ihres Wesens, daß nur jene so oft durch Täuschung und Unglück erzeugte Erbitterung, welche dann weit verheerender auf den weiblichen als auf den festern männlichen Charakter wirkt, auch bei Natalien das Haar gewesen war, an dem ein finsterer Dämon nicht selten die edelsten Frauennaturen zu sich herab in das Verderben zieht. Ihr gutes Herz, der edle gesunde Kern ihres ganzen Wesens bürgt mir aber dafür, daß sie nicht in den Fehler so vieler, durch ein drastisches Mittel gebesserter Koketten fallen und als Reconvalescentin der häßlichsten weiblichen Krankheit, der Gefallsucht aus Wiedervergeltungslust, in die verdammungswüthige Prüderie unserer jetzt in die Mode gekommenen Augenverdreherinnen fallen wird. Diese kopfhängerische Tugend stiftet, so wahr Gott lebt, nicht weniger Unheil, als alle die Künste der Verlockung und hohler Phrasenmacherei, hinter denen eine verbuhlte Sentimentalität oder jene weibliche Jesuiterei sich ins Fäustchen lacht, die, um zu ihrem Ziele zu gelangen, vor keinem Mittel erschrickt. Die Tugend, welche nicht lebensfroh und mit neidlosem Auge in das Leben schaut und Gottes schöne Welt betrachtet — die grämliche Tugend fordert nimmermehr zur Nacheiferung auf.

Cecil hat mit Genehmigung seines Vaters um Ma-

riannens Hand geworben und — eine abschlägige Antwort erhalten. Natalie aber, die Mariannen schon früher gekannt und des Mädchens stolzes, in seiner Liebe gekränktes Herz durchschaut zu haben scheint, hat ihrem Bruder versichert: ein Mann dürfe die Hoffnung auf die Verzeihung eines liebenden Mädchens nur dann aufgeben, wenn der Kummer es brechen sollte. Er möge ihr und ihren ärztlichen Bemühungen um Mariannens Heilung nur getrost vertrauen.

Seitdem nennen Cecil's Freunde, deren Kreise er sich entfremdet, den melancholischen jungen Mann einen Abtrünnigen, ohne daß es ihn kümmert. Er bringt die meisten Abende im Hause seines Schwagers zu, beschäftigt sich viel mit Musik und Poesie und hat, wie mir Vater Halm gestern Abend vertraute, in der Zerstreutheit Verliebter den Entwurf eines Gedichtes auf seinem Schreibtische liegen lassen, dessen Ueberschrift: Versöhnungswonne.

Druck von J. G. Wassermann in Leipzig.

Frick, Ida

Novellen Von Ida Frick

Bd.: 2

Leipzig 1860